Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

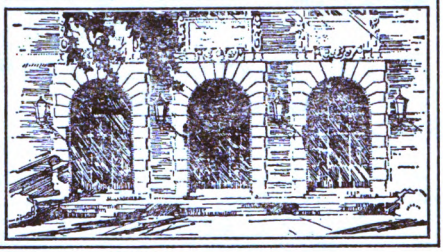
Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

830.8
B47
1922:5

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Digitized by Google

LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS
AT URBANA-CHAMPAIGN



BOOKSTACKS

Unio … Leipzig.

W. … llen.

… ark.

Band … laudius.

… Nandlick.
… E. Ravel.
… s.

… echt.

9. **Eine unbedeutende Frau.** Illustriert von R. Gutschmidt.
10. **Unter der Linde.** Zwölf Novellen. Illustriert von A. Zick, C. Koch, J. R. Wehle, C. Zopf und W. Claudius.

W. Heimburg zählt zweifellos zu den liebenswürdigsten und beliebtesten unserer Romanschriftstellerinnen. Aus dem unergründlichen Born eines tiefen Gemüts schöpfend, weiß sie ihre Leser im innersten Herzen zu packen, aber auch über die Alltäglichkeit hinaus zu erheben. Die Welt von heute jagt und hastet, und der Kampf des Tages macht so viele hart, da muß uns eine Dichterin willkommen sein, welche in sinniger Weise Herz und Gemüt zur Geltung bringt; ihr Wirken ist versöhnend und klärend, und darum gebührt ihr ein Platz im deutschen Hause, insbesondere in der Bibliothek der Frau.

Zu haben in allen Buchhandlungen.

Digitized by Google

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Gute Bücher von bleibendem Werte

für Geschenkzwecke und für die Hausbibliothek.

Das Buch vom gesunden und kranken Menschen.

Von Dr. C. E. Bock, weil. Professor der pathologischen Anatomie in Leipzig. Neue (18.), vollständig umgearbeitete und vermehrte Auflage. Unter Mitwirkung von 10 bedeutenden Ärzten herausgegeben von Dr. med. Wilh. Camerer. Mit 152 Abbildungen und 13 Tafeln im Text, sowie 5 farbigen Einschalttafeln. In Halbleinenband gebunden 78 Mark.

Bocks Buch vom gesunden und kranken Menschen ist als wertvoller Ratgeber und Nothelfer bewährt und ein unentbehrliches Hausbuch für jede Familie.

Gesunde Küche.

Ein Lehrbuch richtiger Ernährung und Speisenbereitung. Von Prof. Dr. Heinrich Kraft und Frau Helene Kraft. **Mit 1216 erprobten und bewährten Rezepten.** Zwei Teile in einem Bande. Fein gebunden 36 Mark.

Das praktischste Geschenkbuch für Frauen und eine Notwendigkeit für jeden Haushalt.

Werkbuch fürs Haus.

Eine Anleitung zur Handfertigkeit für Bastler. Von Eberhard Schnetzler. 18.—25. Auflage. Mit 409 Abbildungen. Praktisch gebunden 24 Mark.

Das Buch erweist sich als ein Ratgeber für alle Fälle des häuslichen Lebens, wo es auf praktische Handfertigkeit ankommt, und wer darauf das Sachverzeichnis durchsieht, wird kaum in Verlegenheit geraten.

Das kleine Buch der Technik.

Ein Handbuch über die Entwicklung und den Stand der Technik, nebst Angaben über technische Schulen und Laufbahnen. Von G. Neudeck, Marine-Baumeister. 26.—30., neubearbeitete und vermehrte Auflage. Mit 425 Abbildungen. Gebunden 40 Mark.

Bismarck. Der Mann und das Werk.

Ein Gedenkbuch für das deutsche Volk. Von Richard Graf Du Moulin-Eckart. 330 Seiten Text in Quartformat mit 4 Lichtdrucktafeln, 8 Tafeln in feinstem Autotypiedruck und 70 Abbildungen auf Mattkunstdruckpapier. In Leinenband 110 Mark, in echtem Pergamentband 150 Mark.

Zwischen Anden und Amazonas.

Reisen in Brasilien, Argentinien, Paraguay und Uruguay. Von Ernst v. Hesse-Wartegg. Zweite Auflage. Mit 139 Abbildungen im Text und 8 Einschaltbildern, größtenteils nach Originalaufnahmen des Verfassers. Geheftet 52 Mark, gebunden 60 Mark.

Für den Geographen, Naturforscher und Volkswirtschaftler eine Fundgrube seltener Art, für jeden Gebildeten ein Buch, das durch seine hochinteressanten Mitteilungen, seine Schilderungen von Land und Leuten größte Beachtung verdient.

Zu haben in allen Buchhandlungen.

Digitized by Google

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Empfehlenswerte Geschenkbücher für Knaben.

Der Gute Kamerad. 35. Bd. Illustriertes Knaben-Jahrbuch. Ein 828 Seiten starker Quartband mit 590 Abbildungen und Kunstbeilagen. Gebunden 52 Mark. Der „Gute Kamerad" kann auch als Zeitschrift in 52 wöchentlichen Nummern bezogen werden.

Das Neue Universum. 42. Bd. Die interessantesten Erfindungen und Entdeckungen auf allen Gebieten, sowie Reiseschilderungen, Erzählungen, Jagden und Abenteuer. Ein Jahrbuch für Haus und Familie, besonders für die reifere Jugend. Mit einem Anhang zur Selbstbeschäftigung: „Häusliche Werkstatt". 476 Seiten Text mit 468 Abbild. u. 9 Beilagen. Geb. 46 Mark.

Friedrich Wilhelm Maders Erzählungen:

El Dorado. Reisen und Abenteuer zweier deutscher Knaben in den Urwäldern Südamerikas. 2.—7. Auflage. Mit einem farbigen Titelbild und 16 Tondruckbildern.

Im Lande der Zwerge. Abenteuer und Kämpfe unter den Zwergvölkern des innersten Afrikas. 2.—7. Auflage. Mit einem farbigen Titelbild und 16 Tondruckbildern.

Nach den Mondbergen. Eine abenteuerliche Reise nach den rätselhaften Quellen des Nils. 2. bis 7. Auflage. Mit einem farbigen Titelbild und 8 Tondruckbildern.

Ophir. Abenteuer und Kämpfe auf einer Reise in das Sambesigebiet und durch das fabelhafte Goldland Ophir. 2.—7. Auflage. Mit einem farbigen Titelbild und 8 Trondruckbildern.

Wunderwelten. Wie Lord Flitmore eine seltsame Reise zu den Planeten unternimmt und durch einen Kometen in die Fixsternwelt entführt wird. 2.—7. Aufl. Mit einem farbigen Titelbild und 8 Tondruckbildern.

Jeder Band gebunden 32 Mark.

Auf großer Safari mit treuen Askari. Taten und Abenteuer deutscher Jungen im wilden Pori. Von Reinhard Roehle. Mit einem mehrfarbigen Titelbild und 8 zweifarbigen Einschaltbildern von Ludwig Berwald. Gebunden 30 Mark.

Das Buch ist wohl geeignet, der deutschen Jugend eine Vorstellung von unsern Erlebnissen und Leiden in Deutsch-Ostafrika während des Krieges zu geben und dazu beizutragen, den kolonialen Gedanken im deutschen Volke wachzuhalten. Gouverneur a. D. Dr. Schnee.

Eo in Sonneck. Dorferlebnisse u. Abenteuer eines Stadtjungen. Von Albert Kleinschmidt. 2 Bände mit je 4 Farbendruckbildern von Hans Schmidt. Geb. je 25 M. (auch einzeln käuflich).

Die Insel des Flibustiers. Eine Erzählung für Knaben. Von Otto Rudert (Kamerad-Bibliothek Bd. 33). Mit einem Einschaltbild und 24 Textbildern von Hans Schmidt. Gebunden 18 Mark.

Selbstanfertigung photographischer Behelfe. Eine Anleitung zur Herstellung photographischer Gebrauchsgegenstände unter Verwendung einfachster Hilfsmittel. Von Edmund Wach. Mit 179 Abbildungen. Gebunden 30 Mark.

Zu haben in allen Buchhandlungen.

Digitized by Google

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Empfehlenswerte Geschenkbücher für Mädchen.

Das Kränzchen. 33. Band. Illustriertes Mädchen-Jahrbuch. Ein 828 Seiten starker Quartband mit 510 Abbildungen und Kunstbeilagen. Gebunden 52 Mark. „Das Kränzchen" kann auch als Zeitschrift in 52 wöchentlichen Nummern bezogen werden.

Der Jugendgarten. 46. Band. Eine Festgabe für Mädchen im Alter von 9–14 Jahren. Erzählungen ernsten und heiteren Inhalts, Gedichte, Unterweisungen aus Natur, Haus und Geschichte, Beschäftigungen, Sport und Spiele. Mit 93 ein- und mehrfarbigen Abbildungen. Gebunden 28 Mark 50 Pf.

Aus allerlei Nestern. Eine Erzählung für junge Mädchen. Von Johanna Klemm. Mit einem Einschaltbild und 21 Abbildungen im Text von K. Wedenmeyer. Gebunden 27 Mark. Viel frisches, frohes Leben atmet dieses neueste Buch der beliebten Erzählerin, das durch den hiermit verbundenen sinnigen Ernst auch zu einem rechten Dauerfreund unserer heranwachsenden Mädchen zu werden verspricht.

Die Letzte des Hauses Willbrunn. Eine Erzählung für Mädchen. Von Minni Grosch. (Kränzchen-Bibliothek Band 26.) Mit einem Einschaltbild und 24 Abbildungen im Text von M. Barascudts. Gebunden 18 Mark.

Unter Blumen. Eine Erzählung für junge Mädchen. Von Adele Elkan. Mit einem Einschaltbild und 25 Abbildungen im Text von Professor F. Doubek. Gebunden 27 Mark.

Jungmädelgeschichten. Von Sophie Kloeß. 7.–12. Auflage. Mit einem zweifarbigen Titelbild und 8 Textbildern von Professor Franz Doubek, Hans Stubenrauch, Professor Hans W. Schmidt, Professor K. Storch, Fr. Wendling und Fritz Bergen. Gebunden 27 Mark.

Familie Gesterding. Eine Erzählung für junge Mädchen. Von Luise Glaß. 5.–7. Auflage. Mit 4 mehrfarbigen Einschaltbildern und 34 Textbildern von R. E. Kepler. Gebunden 30 Mark.

Heides Erlebnisse auf Schloß Sonnblick. Eine Erzählung für junge Mädchen. Von Maria Czygan. Mit 4 Einschaltbildern von Willy Planck. Gebunden 27 Mark.

Baron Uslars Nichten. Eine Erzählung für junge Mädchen. Von E. Fischer-Markgraff. 7. bis 12. Auflage. Mit einem Titelbild und 25 Textbildern von Professor Franz Doubek. Gebunden 27 Mark.

Aus sonnigen Tagen. Kurze Geschichten für Mädchen im Alter von 9–14 Jahren. Von Henny Koch. 17.–22. Auflage. Mit einem Titelbild und 15 Textbildern von Fritz Grotemeyer, Eduard Cucuel, F. Doubek, J. Mukarowsky und H. Grobet. Gebunden 27 Mark.

Villa Trautheim. Eine Erzählung für junge Mädchen. Von Berta Clement. 17.–21. Auflage. Mit einem Titelbild und 24 Textbildern von R. Gutschmidt. Gebunden 27 Mark.

Zu haben in allen Buchhandlungen.

Digitized by Google

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Ein neues, eigenartiges, ganz besonders wertvolles Dichter- und Künstlerbilderbuch ist:

Das schönste Bilderbuch. Eine Auswahl des Besten, das unsere Dichter und Künstler an Kinderliedern, Märchen, Fabeln, Spielreimen und Bildern aus dem Tier- und Naturleben der deutschen Kinderstube gewidmet haben. 72 Seiten in Quartformat mit 65 meist mehrfarbigen Abbildungen. Gebunden, mit mehrfarbigem Umschlagbild, 30 Mark.

Von Engeln und Teufelchen. Neue Märchen von Thea von Harbou. Mit 10 Vollbildern in Vierfarbendruck und zahlreichen Textillustrationen von Werner Hahmann. In künstlerischem Geschenkband 34 Mark.

Das Märchen vom Karfunkelstein. Eine wunderliche Geschichte für kleine und große Kinder. Von Ludwig Ganghofer. 11.–13. Auflage. Mit Buchschmuck — 5 farbige Vollbilder und 30 Abbildungen im Text — von Arpad Schmidhammer. Gebunden 18 Mark.

Hirzepinzchen. Ein Märchen von Marie v. Ebner-Eschenbach. Ein Bilderbuch mit mehrfarbigem Buchschmuck von Robert Weise. 11.–13. Auflage. Gebunden 25 Mark.

Märchen von Gebrüder Grimm. 8.–10. Auflage. Mit Buchschmuck — 20 ganzseitige und 20 Textbilder — von Robert Weise. Gebunden 28 Mark.

Märchen von Wilhelm Hauff. 9.–10. Auflage. Mit Buchschmuck — 20 ganzseitige und 20 Textbilder — von Robert Weise. Geb. 28 Mark.

Zu haben in allen Buchhandlungen.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Romane und Erzählungen beliebter Autoren.

Novellenstrauß. Von **Viktor Blüthgen.** Gebunden 15 Mark.

Drei Geschwister. Roman von **Marg. Gräfin Bünau** (Henriette von Meerheimb). 5. Auflage. Gebunden 15 Mark.

Das Tagebuch eines Fräulein Doktor. Herausgegeben von **Else Croner.** 4. Auflage. Gebunden 15 Mark.

Die Hexe. Eine Geschichte aus Posen. Von **Fritz Döring.** Illustriert von Ludwig Berwald. 14. Auflage. Gebunden 10 Mark.

Die Wette. Eine Geschichte aus Russisch-Polen. Von **Fritz Döring.** Illustriert von E. Cucuel. 22. Auflage. Gebunden 10 Mark.

Brausejahre. Roman von **A. v. d. Elbe.** 11. Auflage. Gebunden 15 Mark.

Aus eigener Kraft. Roman von **Wilhelmine von Hillern.** 10. Auflage. Gebunden 28 Mark.

Im Kreuz. Ein Passionsroman aus Oberammergau. Von **Wilhelmine von Hillern.** 9. Auflage. Gebunden 28 Mark.

Das Eulenhaus. Roman von **E. Marlitt.** 13. Auflage. Gebunden 20 Mark.

Gräfin Sibylles Heirat. Roman von **Henriette von Meerheimb** (Margarete Gräfin Bünau). 5. Auflage. Gebunden 15 Mark.

Ketten. Roman von **A. v. Perfall.** 4. Auflage. Gebunden 20 Mark.

Truggeister. Roman von **A. v. Perfall.** 4. Auflage. Gebunden 20 Mark.

Turmschwalben. Humoristischer Roman von **Wilh. Poeck.** 6. Auflage. Gebunden 20 Mark.

Sinkendes Land. Roman von **Wilh. Poeck.** 4. Auflage. Gebunden 22 Mark.

Menschen und Wege. Roman von **Hans Reinhard.** 3. Auflage. Gebunden 22 Mark.

Das Rätsel der Liebe. Roman von **Hans Reinhard.** 5. Auflage. Gebunden 20 Mark.

Im Teufelsmoor. Erzählung von **Luise Westkirch.** 7. Auflage. Gebunden 12 Mark.

Der Staatsanwalt. Roman von **Luise Westkirch.** 5. Auflage. Gebunden 16 Mark.

Unter Schwarzwaldtannen. Roman von **Luise Westkirch.** 3. Auflage. Gebunden 16 Mark.

Das Gespensterschloß. Neuester Roman von **Luise Westkirch.** Gebunden 20 Mark.

Hiddensee. Roman von **Adolf Wilbrandt.** 6. Auflage. Gebunden 20 Mark.

Zu haben in allen Buchhandlungen.

Illustr. Katalog über Geschenkwerke, sowie Romane, N

Digitized by Google

O u. X Beine
heilt
auch bei älteren Personen
der
Beinkorrektions-Apparat
Ärztlich im Gebrauch!
Verlangen Sie gegen Einsendung v. 1 Mk. (Betrag wird bei Bestellung d. Apparats gutgeschrieben) unsere physiologisch anatomische Broschüre!
Wissenschaftl. orthop. Spezialhaus
„OSSALE"
Arno Hildner. Chemnitz 14b

Briefmarken enorm billig. Preisl., Auswahl zu Diensten. Großhdlg. J. Reimers, Hamburg, Burstah c.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Des deutschen Knaben Fliegerbuch.
Herausgegeben von
Edgar Bleeker-Kohlsaat.
Mit Beiträgen namhafter Flieger und Fachmänner des Flugwesens, sowie 99 Abbildungen und einem mehrfarbigen Titelbild.
Gebunden 18 Mark.
Ein Buch, das unsern Knaben interessante Unterhaltung und Belehrung bietet.
Zu haben in allen Buchhandlungen.

Steckenpferd-Seife
die beste Lilienmilch-Seife für zarte, weiße Haut.
Überall zu haben!

„Eta-Formenprickler"
Eine neue medizinische Erfindung! **Wirkung:** ein tiefes, angenehmes Prickeln erfolgt, kräftigt und festigt durch neu angeregte Blutzirkulation intensiv die Brustgewebzellen. Die unentwickelte oder welkgewordene Brust wird üppig und drall. Der **Erfolg** ist **ärztlich bestätigt.** So schreibt u. a. der **Kosmetiker Dr. med. Klatt:** „Senden Sie noch 2 ‚Eta-Formenprickler'. Habe mit der Anwendung dieses Apparates wirklich sehr schöne Erfolge erzielt." Preis komplett M. 24.— mit Garantieschein.
Laboratorium „Eta", Berlin W 239,
Potsdamer Straße 31.

Digitized by Google

Zu der Erzählung „Ein Liebesabenteuer der Frau Sonne". (S. 7)
Originalzeichnung von A. Wald.

Digitized by Google

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Mit Originalbeiträgen von hervorragenden Schriftstellern und Gelehrten sowie zahlreichen Illustrationen

5. Band

Jahrgang 1922

Union Deutsche Verlagsgesellschaft

Stuttgart / Berlin / Leipzig / Wien

Digitized by Google

Druck und Copyright der Union Deutsche Verlagsgesellschaft
in Stuttgart

Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis

Ein Liebesabenteuer der Frau Sonne
Eine heitere Erzählung von Fr. Oſtenburg
Mit Bildern von A. Wald 7

Maria Schwanenberger / Eine bürgerliche Geſchichte / Von M. Kaltenhauſer
(Fortſetzung) 40

Wie Wohnhäuſer in Naturbauweiſen errichtet werden / Von Erich Dilherr
Mit 14 Bildern 90

Ein Sport bei den Schwarzen Afrikas
Von B. Stolz-Baſedow / Mit 4 Bildern . 109

Schimpf- und Koſenamen aus der Zoologie / Von Emil Mauerbach / Mit 13 Bildern 118

Das Heil aus dem fernen Oſten / Von Erich Palm / Mit 6 Bildern 127

Die Darmparaſiten des Menſchen / Von Dr. Frhr. v. Sohlern 142

Kliniſche Behandlung kleiner Haustiere
Von Profeſſor L. Hoffmann / Mit 6 Bildern von H. Wolter, Berlin 149

Verkannt / Erzählung von Mery Razzi-Ceric 161

Digitized by Google

Mannigfaltiges

Zeichen unserer Zeit 178
Ein fliegender Radfahrer / Mit 2 Bildern . . 180
Die Friedenstörer 182
Häuser aus Lehm in aller Welt / Mit 3 Bildern 186
Absonderliche Bucheinbände 189
Der Sterndeuter und die Rechtspflege 191
An den Unrechten geraten 192

Digitized by Google

83ϕ.8
B47

1922:5

Ein Liebesabenteuer der Frau Sonne

Eine heitere Erzählung von Fr. Oſtenburg
Mit Bildern von A. Wald

Vor ihrem Toilettentiſch ſaß Frau Elsbeth Sonne und kämmte ſich ihr volles, ſchönes Haar. Sie neigte ſich leicht vor und beſah es im Spiegel; das dunkle Braun glänzte noch immer ſo mattgolden wie zu der Zeit, da es ihren Mann ſo entzückt hatte. Befriedigt lächelte die Frau, die vielleicht zweiunddreißig Jahre zählen mochte. Dann ſah ſie ſinnend vom Spiegel weg.

Ihr Mann, das war einer geweſen, der ſich ſehen laſſen konnte, und bei dem man geborgen war. Viel zu früh war er von ihr gegangen. Nun ſaß ſie allein mit dem Geſchäft da. Vorläufig ging es ja noch. Sie war geſund, und ſolange Hans Kundemann im Hauſe blieb, ging alles gut. Aber dann —? Seufzend ſtand ſie auf, trat ans Fenſter und ſah in den Tag hinaus, der in aller Morgenfrühe ſchon ſonnig zu werden verſprach.

Da erregte etwas ihre Aufmerkſamkeit. Schritt da drüben nicht ſchon wieder der junge Menſch auf und ab, der ihr ſchon ſeit Tagen aufgefallen war? * Ein heißes Rot huſchte jäh über ihre Wangen. So ein treuer Bewunderer! Nur gar ſo jung war er noch. Er ſah aus wie ein Student. Aber für ſeine Jugend konnte er nicht, und ſie konnte nicht dafür, wenn ſie ihm gefiel.

Sie lächelte träumeriſch, während ſie den Hinundherwandernden beobachtete. So war es ihr entgangen,

* Siehe das Titelbild.

Digitized by Google

daß die Mutter ins Zimmer gekommen war, die nun ärgerlich rief: „He, da treibt sich der Lümmel da unten schon wieder herum."

„Aber Mutter, schilt ihn nicht so!"

„So! Warum denn nicht? Der wird dich noch in Verruf bringen, der lächerliche Bursch!" Frau Pollinger ging vom anderen Fenster weg, an das sie, vor ein paar Sekunden vom Nebenzimmer kommend, getreten war. „Dem leg' ich das Handwerk! Ich geh' hinunter und frag' ihn, wem er hier Wandelpromenaden macht. Ich werd' ihm beibringen, daß er sich endlich verzieht."

Früher als die alte Mutter erreichte Frau Elsbeth die Türe und sperrte sie ab. „Das wirst du nicht tun, Mutter!"

„Die ganze Gasse wird bald über ihn und dich lachen und spotten; und dann findet sich kein rechtlicher Mann mehr zu dir. Und allein kannst du doch nicht immer mit dem Geschäft bleiben, wenn es nicht zurückgehen soll."

„Ach, laß das, Mutter!" Frau Elsbeth strich ihr über die Wange. „Ärgere dich nicht. Schließlich, wenn einer auf das Gewäsch der Leute geht, so ist das kein rechter Mann. So einer kann mir vom Leibe bleiben."

„Dir schmeichelt es, daß der junge Flaumbart scharwenzelt. Soll sich heimtrollen und nach seiner Milchflasche suchen, von der er ja doch noch nicht lange entwöhnt ist."

Frau Sonne lachte, halb ärgerlich, halb belustigt. „Mutter, du drückst dich doch gar zu drastisch aus. Der junge Mann wird ja älter werden."

„Ja. Du wirst aber auch älter. Und dann schaut der dich ja doch nicht mehr an, und du kannst dir dann einen anderen mit der Laterne suchen."

„Das ist recht," sagte Frau Elsbeth. „Man sagt ohne-

Digitized by Google

hin, einen rechten Mann muß man heutzutage mit der Laterne suchen."

„Dumme Späße! Trink deinen Kaffee und geh' dann in den Laden — es ist Zeit."

„Du siehst doch, daß ich gleich fertig bin."

Nach ein paar Minuten eilte sie ins Wohnzimmer nebenan und trank rasch ihren Kaffee. Sie wickelte sich ein Butterbrot in Papier. „Das esse ich unten," erklärte sie. „Da hab' ich Zeit genug. Der Laden muß aufgemacht werden, wenn auch um diese Zeit noch niemand kommt."

Sie öffnete den Laden und das Auslagefenster; dabei überzeugte sie sich mit einem raschen Blick, daß der junge Mensch noch da war. Ein spöttisches Lächeln spielte um ihre Lippen. Wartete der arme Kerl auf irgendeinen Zufall, um mit ihr bekannt zu werden? Das konnte er doch leicht erreichen, wenn er in den Laden kam und etwas kaufte. Nein, er war wirklich ein dummer Junge.

Sie setzte sich an eines der kleinen Tischchen und begann ihr Butterbrot zu verzehren.

Manchmal blickte sie durch die Glastüre nach dem gegenüberliegenden Bürgersteig; dort wanderte noch immer der schwarzbraune Jüngling hin und her. Jetzt kam er herüber! Kam ihm endlich der erlösende Einfall?

Er blieb vor dem Ladenfenster stehen und betrachtete die dort aufgestapelten Gegenstände. Er wußte wohl nicht recht, was er kaufen sollte. Nur herein! Es gab ja doch genug, was ein junger Mann kaufen konnte. Wozu sich so lange bedenken?

Nun schritt er vom Fenster weg gegen die Türe. Endlich! Da verdunkelte ein Schatten die Glastüre, sie wurde rasch geöffnet, und Hans Kundemann, der erste Gehilfe, trat ein und grüßte freundlich: „Guten Morgen!

Digitized by Google

Hab' mich ein wenig verspätet; 's ist mein Bruder gestern gekommen, und da er heute mittag wieder wegfährt, haben wir eben noch ein wenig geplaudert."

„Sie haben ja nichts versäumt," erwiderte Frau Sonne höflich. „Es war noch kein Kunde da. Einer, der eben herein wollte, den haben Sie wohl verscheucht. Nein, da ist er ja noch."

Kundemann blickte rasch hinaus. Ein mißmutiger Zug veränderte den Ausdruck seines Gesichtes. „Ah, der —! Na, der kommt nicht herein, der läuft ja nur so herum da. Was will denn der Mensch eigentlich?"

„Sie haben ihn auch schon bemerkt?" Frau Sonne lächelte. „Was geht's uns an? Er hat doch das Recht, zwei Tage hintereinander da hin und her zu gehen, wenn er will."

„Ein lächerlicher Kerl. Der grüne Bursch scheint nicht ganz richtig im Kopf zu sein."

„Ich glaube, er ist bloß schüchtern."

„Schüchtern —? Irgend eine Narretei steckt in ihm. So sieht er aus."

Frau Sonne schwieg, und Kundemann begann seine Tätigkeit.

Auch die junge Frau nahm allerlei Arbeiten auf, beendigte sie oder legte manche auch so beiseite.

Der Vormittag verging rasch. Kunden kamen, manche plauderten mit Frau Sonne, machten ihr — wie Hans Kundemann beobachtete — „schöne Augen" oder führten unverblümte Reden, daß eine so junge Frau ihre Witwenschaft doch nicht so lange ausdehnen solle, wo doch manch einer es sich zur Ehre schätzen würde, das Ende herbeizuführen.

Als sich hinter dem jungen Wicker, dem letzten dieser Süßholzraspler, die Ladentüre schloß, brummte Kundemann vernehmlich: „Schwachkopf!"

Digitized by Google

Frau Sonne blickte dem Gehilfen ins Gesicht. „Warum ‚Schwachkopf'?" fragte sie.

„Wie kann denn ein vernünftiger Mensch so ungereimtes Zeug daherreden. Es geht ihn doch gar nichts an."

„Ungereimtes Zeug —? Wieso?"

„Nun, von der Witwenschaft und Ihrer Wiederverheiratung."

Ihre Augen flammten. Wollte er sie beleidigen? „So? Meinen Sie, daß mir kein Recht zusteht, nochmal zu heiraten?"

„Bewahre! Aber den geht das doch nichts an?"

„So? Wen geht's denn dann an, wenn ich fragen darf?" Ohne es lange zu bedenken, fragte sie weiter: „Sie doch nicht, nicht wahr?"

Er senkte den Kopf, und sie sah deutlich, daß er blaß wurde. Aber dann blickte er sie ernst an. „Es geht nur Sie allein etwas an," sagte er. „Sie werden selber am besten wissen, ob Sie wieder heiraten wollen. Deshalb finde ich solches Gerede unnötig."

Sie schwieg. Recht hatte er ja — aber warum mischte er sich denn ein? Ihn ging es ja doch auch nichts an. Er fürchtete wohl, seine gute Stelle zu verlieren, wenn ein neuer Herr hier antrat.

Spöttisch lächelte sie.

Kundemann sah es und bezog es in anderem Sinn auf sich — wozu verspottete sie ihn innerlich? Er meinte es doch gut mit ihr — oder sollte er sie jedem Schwätzer, dem es doch nur um ihr Einkommen zu tun war, anheimfallen lassen? Dazu war er doch schon zu lange im Haus und fühlte sich zur Familie gehörig.

Da sagte er zu sich selber: „Heuchler! Zur Familie gehörig fühlst du dich? Gut meinen tust du es mit ihr? Gar zu gut meinst du es mit dir! Möchtest selber ihr

Digitized by Google

Mann werden." Kundemann fühlte, wie ihm das Blut ins Gesicht stieg, daß sie, wenn sie ihn jetzt ansähe, Verdacht schöpfen mußte. Er wandte sich von ihr ab und suchte in einer Lade herum.

Im stillen sagte er sich: „Du hast sie gern. Und wenn sie nichts hätte, vielleicht nur Gehilfin hier wäre, du nähmst sie auch. Viel eher als so, weil dir ihr Geld den Mund verschließt vor der Frage."

Da wandte er sich wieder um, und ein warmer Blick glitt über die Frau hin.

Frau Sonne sah eben von der Häkelei auf, die sie vor ein paar Minuten aufgenommen — ihr Blick traf den seinen, und ein sonderbares Empfinden stieg in ihr auf. Dann ärgerte sie sich aber darüber — was ging sie der Gehilfe an? Und was ging sie ihn an? Er brauchte sie doch nicht so anzusehen? Sie legte die Häkelei zusammen. „Ich glaube, wir schließen," sagte sie. „Jetzt zur Mittagszeit kommt ja doch niemand mehr."

Er hatte seinen weißen Übermantel ausgezogen, nahm seinen Hut und ging nach kurzem Gruß.

Ein paar Sekunden stand sie noch da und sah ihm durch das Ladenfenster nach. Schlank war er, und er hielt sich gut. Auch sein Gesicht war gar nicht übel, besonders die dunklen Augen konnten es einem antun. Aber er war doch bloß der Gehilfe, und sie mit ihrem schönen Geschäft konnte andere Ansprüche machen. Sie hatte immer für die Studierten etwas übrig gehabt, hatte es schon bei ihrem Mann vermißt, daß er keine höhere Bildung besessen hatte. Der junge Mensch war sicherlich ein Studierter; man sah es schon an den Büchern, die er mittrug. Freilich, jung, viel zu jung war er wohl noch; er war sicher ein halb Dutzend Jahre jünger als sie, wenn nicht mehr. Das war nicht hinwegzuräumen.

Digitized by Google

Frau Elsbeth seufzte, dann verschloß sie die Ladentüre.

In der Wohnung hatte die Mutter schon das Essen gerichtet.

Aber Frau Elsbeth war heute nicht wie sonst gesprächig. Sie schien über etwas nachzusinnen. Die Mutter beobachtete sie eine Weile, da sie ihr auf ihre Fragen nur kurze oder gar verkehrte Antworten gab. Nach einer Weile begann sie: „Hast du Ärger im Geschäft? Will der Kundemann austreten und heiraten?"

„Wie kommst du auf so eine Idee?"

„Nun, das wird wohl wahr werden, oder meinst du, der Kundemann bleibt ewig da? Vielleicht um deiner schönen Augen willen? Der wird sich auch einmal ein Geschäft gründen und heiraten."

„Heiraten kann er ja so auch," erklärte Frau Sonne leichthin. „Ich zahle ihn ja doch anständig."

„Der bleibt nicht immer Gehilfe, sag' ich dir. Der Mann will höher hinaus."

„Was du sagst! Vielleicht möchte er gar Minister werden," scherzte Frau Elsbeth.

„Der Kundemann ist einer, der etwas erreichen wird. Still für sich, aber er weiß, was er will."

„Mutter, ich meine, du nimmst ihn, wenn er dich haben wollte," sagte Frau Sonne lachend.

„Wenn ich ein bißchen jünger wäre und er wollte mich, warum nicht? — So bin ich halt ein bißchen zu alt für ihn, könnt' ja doch mein Sohn sein."

„Nun, manchmal ist's gar nicht so schlimm, wenn die Frau älter ist, dann hält sie den Mann mehr im Zaum," erwiderte Frau Elsbeth nachdenklich.

„Ach was, so ein Jahr oder zwei, das macht nichts aus. Aber mehr darf's nicht sein. Da wär' mir meine Zeit

Digitized by Google

zu lieb, in der ich auf den jungen Mann aufpassen müßt', damit er keiner Jüngeren ins Garn läuft."

„Meinst du, Mutter?"

„Ja, das mein' ich."

„Also wird es nichts mit der ‚Frau Kundemann'?"

„Nein."

„O jemine, wenn du so starrsinnig bist, da wird mir der Kundemann aus unglücklicher Liebe die schlimmsten Streiche machen, und das Geschäft wird den Schaden davon haben."

Die alte Frau wollte etwas erwidern, da klang die Flurschelle draußen, und die kleine Magd ließ gleich darauf ein junges Mädchen ein, das auf die zwei Frauen zuflog.

„Liesel!" riefen die beiden.

„Tantchen! Großmütterchen! Grüß Gott!" rief das Mädchen und schmiegte sich erst an die eine, dann an die andere.

„Bist auch wieder mal da?" sagte Frau Elsbeth herzlich und streichelte die Nichte zärtlich.

„Ja, 's ist so weit zu euch! Wenn man 'ne halbe Tagereise entfernt wohnt und dabei zu lernen und wieder zu lernen hat, da kann man nicht so oft kommen, wie man gern möchte."

„Ein halbes Jahr bist du weggeblieben," rief Frau Sonne. „Aber nun bist du da und bleibst auch morgen am Sonntag bei uns."

„Ja, ausgebettelt hab' ich mich daheim für morgen."

Die Großmutter strich ihr zärtlich über die Wange. „Da hab' ich dich wieder mal ein Weilchen, Guckekind!"

„Du kommst ja auch nie zu uns hinaus, Großmütterchen!" erwiderte Liesel vorwurfsvoll.

„Ach, die lange Trambahnfahrt und das Umsteigen!

Digitized by Google

Elsbeth läßt mich nicht allein fort, sie fürchtet, es könnte mir was geschehen."

„Ja, und Tante findet keine Zeit, dich zu begleiten, die hat zu viel zu tun, gelt? Meine Mutter klagt, daß ihr beide nie zu uns kommt."

„Die kommt ja auch nicht," erwiderte Frau Sonne.

„Ja, sie hat ihr Nesthäkchen zu pflegen; die kleine Friedel ist krank gewesen und darf noch nicht viel an die Luft. Und die viele Arbeit, weißt du? Sechs Kinder, da wird man nie fertig."

Frau Elsbeth fragte: „Kannst du denn studieren bei dem Lärm, den die alle machen?"

„Schwer genug geht's oft schon," gestand Liesel. „Nun bin ich aber in einem Jahr fertig, und dann bin ich bald Lehrerin, wenn ich nicht vorher heirate."

Frau Elsbeth lachte fröhlich. „Was? Du Kieckindiewelt! Heiraten willst du? Wer ist denn der Erwählte."

Liesel blickte sie finster an und sagte böse: „Erwählte — hat sich was mit ‚erwählt'! Der Vater will ihn, die Mutter will ihn, und ich soll nichts dabei zu sagen haben. Ein ganz unglaublicher Mensch ist er, weil er meint, wenn die anderen ja sagen, dann braucht er mich nicht zu fragen."

„Was ist er denn?" fragte die Großmutter.

„Beamter ist er irgendwo. Meinetwegen auf dem Mond. Ich leist' ihm aber nicht Gesellschaft."

„Wie schaut er denn aus?" fragte die Großmutter.

„Mir gefällt er nicht, wenn er auch einen richtigen Bart hat."

„Einen Bart hat er, und trotzdem gefällt er dir nicht?" Frau Elsbeth lachte.

„Lache nicht, Tante!" mahnte Liesel empört. „Es geht

Digitized by Google

doch um mein Lebensglück. Lieber bleib' ich dreißig Jahre lang Lehrerin, als daß ich den Menschen nehme."

„Trotz des Bartes!" neckte Frau Sonne.

„Ja. Mein Ideal muß einen Bart haben, aber der wird auch mit dem schönsten Bart nie mein Ideal. Ich hab' einen anderen Geschmack. Aber meine Leute setzen mir zu. Und da wollt' ich euch bitten, Großmutter und Tante, daß ihr einmal zusammen zu uns kommt und meinen Eltern sagt, es wär' gescheiter, wenn ich mit dem Verheiraten noch ein paar Jahre warten könnte."

„Aha," dachte Frau Elsbeth, „da ist einer, mit dem es noch nicht eilt." Dann sah sie auf die Uhr und sagte: „Ich muß den Laden aufmachen. Also, Liesel, leiste der Großmutter Gesellschaft. Zum Kaffee komm' ich wieder herauf, und abends fahren wir ins Theater."

Liesel dankte freudig. Ins Theater ging sie gern.

Frau Sonne hatte die Ladentüre geöffnet, stand unter der Türe und sah drüben den jungen Menschen, der über die Straße herüberkam. Sie trat zurück in den Laden.

Zögernd stand der junge Mensch wieder vor dem Auslagefenster, dann öffnete er hastig die Türe und trat ein. Er grüßte, und seine Stimme drang mit sanftem Wohllaut an Frau Elsbeths Ohr.

„Sie wünschen?" fragte sie.

Sein Blick huschte unsicher über die vielen Fläschchen und Döschen, die auf dem Ladentisch standen.

Es war ersichtlich, er hatte den Vorwand vergessen, der ihn zum Eintritt ins Geschäft bewogen. Frau Sonne lächelte still in sich hinein. Sie mußte zu Hilfe kommen, da ihre Nähe ihn offenbar so in Verlegenheit brachte.

„Wünschen Sie Seife?" fragte sie und griff nach dem nächstliegenden Seifenpaket, um es ihm vorzulegen.

Digitized by Google

„Nein," wehrte er haftig ab. „Ich wünsche — wünsche ..." Da stockte er wieder.

Was mochte er sich ausgedacht haben? — Frau Sonne fragte: „Eine Zahnbürste? — Einen Kamm?"

„Ach, das hab' ich. Es ist ..."

„Haaröl —? Parfüm —?" forschte sie eifrig weiter.

„Nein, nein! Ich möchte —" Nun sah er sie wieder haftig, scheu an. Was hatte der Mensch für schöne Augen! In die mußte man sich ja verschauen. Und dies interessante Gesicht!

Frau Elsbeth fühlte sich ein wenig verlegen.

Da klang es endlich zögernd, aber doch deutlich: „Ich möchte gerne ein Bartwuchsmittel."

„So —? Ein Bartwuchsmittel —!" Ihre Stimme verriet Enttäuschung. Hatte ihn wirklich die Bewunderung für sie oder doch nur das Bartwuchsmittel hereingetrieben? Aber — das konnte er ja doch auch anderswo kaufen, deshalb brauchte er doch nicht vor ihrem Hause hin und her zu wandern.

„Es muß aber sicher wirken," sagte der junge Mensch.

„Sind Sie so erpicht auf einen Bart?"

„Man wird doch anders angesehen, finde ich. Die Leute trauen einem auch mehr zu, wenn man nicht so jung aussieht. Finden Sie nicht auch, daß erst der Bart ein Gesicht so recht männlich macht?"

Fast schwärmerisch erschien ihr sein Blick, den er nun wieder zu ihr hob. Gerührt schaute sie ihn an. Das war es also! Er empfand, daß er jünger war als sie, und wollte männlicher erscheinen, daß er mehr zu ihr paßte als jetzt. Er hatte ja recht! Sobald er einen Bart trug, mußte er um mehrere Jahre älter aussehen. Dann konnte man auch nicht mehr wegwerfend sagen: „Der grüne Junge!" Sie suchte eifrig unter den Bartwuchsmitteln

Digitized by Google

und reichte ihm dann das hin, das als am bewährtesten galt. „Ich muß es Ihnen auf gut Treu und Glauben geben, denn ich kann Ihnen keine Gewähr geben, ich habe ja keinen Bart."

Nun lachten sie miteinander. Dann sahen sie sich an, und aus beider Augen lugte ein wenig hinterhältige Schalkhaftigkeit.

„Sie studieren?" fragte Frau Sonne.

„Ja. Im letzten Jahr."

„Da freuen Sie sich wohl schon recht auf den Schluß?"

„Gewiß. Aber noch mehr — noch mehr ..."

„Auf den Bart —?" unterbrach sie ihn schelmisch.

Da lachte er fröhlich. „Nun, mir persönlich läge an einem Bart nicht so viel, aber — nein, ich freue mich, wenn ich erst so weit bin, daß ich eine Stellung habe, in der ich ..."

„In der Sie gesichert im Leben stehen. Nicht wahr?"

„Freilich. Man denkt doch an die Zukunft und — und daß man sich doch auch ein Heim gründen muß."

Er sprach zögernd und sah verlegen in das rundliche Frauenangesicht. Da huschte auch über ihre Züge die Scheu und hinterließ eine leichte Röte. Aber Frau Elsbeth hielt der Scheu nicht lange stand. „Was werden Sie denn, wenn ich fragen darf?"

„Doktor der Philosophie."

„Also nicht Mediziner? Das verstehe ich nicht. Das müssen Sie mir mal erklären." Frau Elsbeth ging strikte auf ihr Ziel los. Sie mußte doch dem jungen Mann die Anknüpfung erleichtern; der kam ja sonst nach drei Monaten noch nicht ins richtige Fahrwasser. „Was denken Sie, wenn wir morgen auf einem Ausflug zusammentreffen würden? Im Kösingerschen Garten vor der Stadt? Oder haben Sie was anderes vor?"

Digitized by Google

Er zögerte. „Nichts habe ich vor, aber — ja, wie dürfte ich Ihre Zeit so in Anspruch nehmen, ich ...“

„Warum denn nicht? Ich bin ja frei, kann tun und lassen, was ich will. Und ich möchte mich gerne ein wenig bilden. Das fehlte mir bei meinem Mann. Ich nehme mir jetzt auch nur einen Mann, der studiert hat und mich belehren kann, wo es mir nottut. Ich will nicht mehr so in den Tag hineinleben. Ja — studieren wie Sie kann ich nicht, aber Stunden könnten Sie mir manchmal geben. Und um nicht vom Geld zwischen uns reden zu müssen — ich hab' ja da allerlei, um Sie für Ihren Zeitverlust zu entschädigen. Das, da —“ sie wies nach dem Bartwuchsmittel — „lassen wir gleich dreingehen. Wollen Sie? Ich bitt' schön! Ich wär' so froh, auch ein bissel gescheiter zu werden.“

Sie sah jetzt über der Straße Hans Kundemann daherkommen. Der brauchte von der Verabredung nichts zu wissen. Sie drückte dem Studenten das in Papier gewickelte Fläschchen in die Hand und sagte rasch und bestimmt: „Also um vier Uhr im Kösingerschen Garten! Und nun adieu, Herr Doktor!“

Er hob die Hand. „Bitte, noch nicht!“

„Macht nichts. Sie werden's ja doch bald.“

Da kam Kundemann herein, und der Student ging an ihm vorüber aus dem Laden.

Kundemann sah ihm nach. Scharf wandte er sich dann nach der Frau um. „Na, hat's ihn endlich hereingeschneit? Was wollte er denn?“

„Gekauft hat er sich was,“ erwiderte Frau Sonne scharf. „Oder ist ihm das nicht erlaubt?“

Er hörte den Groll in ihrer Stimme, las die Abwehr in ihren Augen und ward zornig. Aber er wollte und durfte dieser Gefühlswallung nicht nachgeben, er besaß

Digitized by Google

ja kein Recht, sich aufzuhalten. Und wenn der junge Mensch wirklich etwas gekauft hatte, dann machte er sich lächerlich, wenn er sich darüber aufhielt.

Es war gut, daß jetzt Kunden kamen, deren Bedienung beide aus ihrem Ärger riß.

Später ging Frau Elsbeth zum Kaffee in ihre Wohnung hinauf. Sie war gut gelaunt, und Liesel gewann durch die gute Stimmung der Tante. Sie bekam ein Fläschchen Parfüm geschenkt, Veilchenduft, den sie so gerne mochte.

Abends im Theater war die Tante heiter und brachte Liesel oft zum Lachen.

Während der Heimfahrt nach der Vorstellung erklärte Frau Sonne: „Morgen nachmittag unternehmen wir zusammen einen Ausflug vor die Stadt. Ist dir's recht, Mädel?"

„Ich bin überall gern dabei, wohin du gehen willst, Tantchen."

Nach einer Weile sah Liesel nachdenklich vor sich hin. „Da muß ich mittags erst heim," sagte sie, „denn mit dem Kleiderl da kann ich nicht ausgehen am Sonntag. Ich zieh' mich daheim um. Besonders schön ist mein weißes Kleid zwar auch nicht, aber ich hab' kein anderes."

Frau Elsbeth sann nach. „Nein. Du sollst nicht erst heimfahren. Wir werden ja morgen sehen."

Über Nacht hatte sie sich besonnen, und am frühen Vormittag machten sie sich auf den Weg in eines der Konfektionsgeschäfte. Eine halbe Stunde später steckte Liesel in einem hellblauen hübschen Kleidchen, und Tante Elsbeth bezahlte es.

„Siehst wie ein Prinzeßlein aus," sagte die Großmutter daheim. „Na, da wird deine Mutter schauen."

Liesel lachte, umfing Tante Elsbeth und küßte sie

Digitized by Google

herzhaft. Sie freute sich auf den schönen Nachmittag, den sie draußen im Freien verleben sollte. Daß auch die Tante nicht ohne Unruhe war, entging ihr. Die alte Frau sah manchmal von einer zur anderen und dachte, trotz dem Unterschied der Jahre sind die beiden doch gleich verliebte Wesen. Denn es schien nicht nur die Freude am Ausflug zu sein, die in den Frauenköpfen da vor ihr spukte — es steckte anderes dahinter, darauf wollte sie wetten.

Vielleicht trafen sie draußen mit Gott weiß wem zusammen. Schade, daß sie nicht dabei sein konnte. Aber ihre Füße schmerzten sie heute besonders; da saß es sich am besten daheim. Die Welt ließ sich ja auch vom Fenster aus gut ansehen. Die Menschen waren ja meist mit allerhand „Pläsierchen" behaftet, und wenn man das nur so von obenher beobachtete, war gar manches possierlich anzusehen.

Als Frau Elsbeth mit Liesel fortging, sah ihnen die Mutter vom Fenster aus nach. Ja, das Mädelchen sah schmuck und sauber aus, aber auch die Jüngste von ihren drei Töchtern, die Elsbeth, war noch eine, die sich gut und recht daneben sehen lassen konnte.

Im Kösingerschen Garten saßen noch wenig Leute, als Frau Sonne mit ihrer Nichte dort ankam. So konnten sie sich einen hübschen Platz aussuchen. Die noch etwas herbe Mailuft strich köstlich erfrischend durch den Garten. Weiße Blättchen fielen von den blühenden Bäumen auf die Tischdecke. Ein feiner Duft schwebte von den vielen Blüten hernieder.

In der Glasveranda spielten Musikanten.

Liesel summte mit, und Frau Elsbeth ließ ihr das Vergnügen, bis sich an einem nahen Tisch Leute niederließen.

Digitized by Google

„Jetzt mußt du still sein," sagte sie. „Du würdest dich auffällig machen."

„Ist das denn so schrecklich, Tantchen? Heut' fragt niemand mehr danach, ob etwas auffällig ist oder nicht. Was einen freut, das tut man."

Frau Elsbeth wurde ernst. „Da käme man weit mit dieser Ansicht! Ich hoffe, daß du dir das nicht zur Richtschnur nimmst. Die Jugend denkt über vieles gar nicht nach und würde mit diesem Katechismus aller Freiheit noch größere Torheiten machen als sonst."

„Wie alt bist du denn, Tantchen? Schaut wie die prangende Sonne aus und tut, als wäre sie der griesgrämige Winter."

„Ich bin gerade so alt, daß ich keine Torheiten mehr machen darf," erwiderte Frau Elsbeth, aber aus ihrem Gesicht leuchtete die lachende Freude am Leben, die es noch nicht so genau nimmt mit der Weisheit.

Liesel sah die Tante schalkhaft an. „Wollen sehen, ob du nicht auch noch Torheiten begehen kannst! Von jetzt an passe ich auf und werde es dir sagen, wenn du nach meiner Meinung eine begehst."

„So, so, willst dich als Richterin aufspielen über mich? Wirst aber nicht auf deine Rechnung kommen."

„Wer weiß! Und du kannst dich ja auch wehren, wenn du meinst, ich irre mich."

„Tue ich auch so, Grünschnabel!"

„Grüß Gott, Frau Sonne! Sie auch hier? Ist's erlaubt, hier Platz zu nehmen?" Der Sprecher rückte zwei Sessel am Tisch zurecht.

Unwillig hatte Frau Sonne aufgesehen. Aber sie mußte freundlich bleiben, denn es war ein guter Kunde ihres Geschäftes mit seiner Frau. So plauderte man eine Weile, bis ein Freund des Ehepaares hinzu kam und das

Digitized by Google

Digitized by Google

Gespräch zunächst nur zwischen den dreien geführt wurde. Frau Elsbeth und ihre Nichte konnten wieder miteinander schwatzen.

Ungeduldig blickte Frau Sonne manchmal nach dem Eingang des Gartens. Wo blieb denn der junge Mensch? — Vier Uhr war lange vorüber. Traute sich der Schüchterne nicht zu kommen? Dann fiel ihr ein, sie sollte Liesel ein paar Worte über diesen neuen Bekannten sagen. Und warum nicht auch gleich die Wahrheit? Die Kleine sollte ja doch daheim nichts erzählen. Wenn er nicht kam, brauchte sie nicht darüber zu reden.

Ihre Augen leuchteten. Der junge Mann war doch gekommen. Er sah forschend um sich, nachdem er eingetreten war, dann ging er langsam auf ihren Tisch zu.

Da neigte sich Frau Sonne zu Liesel. „Du, Kindchen, sieh mal, wer dort geht. Sieh ihn dir an, den langen, blonden Menschen dort."

Liesel hatte ihn schon erblickt. Glühendes Rot schoß in ihr Gesicht. „Ja," sagte sie. „Ja." Es klang in heißer Verlegenheit.

„Nun hör' mal, aber verhalte dich ruhig! Das ist der, den ich mir ausgesucht hab', der mein Zweiter wird."

Liesel saß minutenlang erstarrt. „Ausgesucht ...?" stammelte sie dann. „Dein Zweiter ...?"

Sie sah von dem jungen Mann weg der Tante ins Gesicht. Es lag ein so fassungsloses, ungläubiges Staunen in ihrem Blick, daß dies Frau Elsbeth hätte auffallen müssen, wenn sie nicht so verliebt nach dem jungen Mann ausgesehen hätte.

Vor diesem Blick schwand die Fassungslosigkeit, der Unglaube aus Liesels Zügen; aus ihrem Gesicht verschwand jäh die dunkle Röte. Blaß saß das Mädchen da und rührte sich kaum.

Digitized by Google

Frau Elsbeth sah staunend, wie der junge Mann, der ziemlich nahe herangekommen war, jäh kehrt machte, einen Augenblick hilflos nach dem Eingang sah, als wolle er wieder hinauseilen. Dann schritt er einem Tische nahe der Veranda zu und setzte sich dort nieder.

Da wandte sich Frau Elsbeth der Nichte zu und raunte befriedigt: „Er will mit uns allein sein. Wir müssen nach einer Weile ein Manöver machen, als ob es uns hier nicht recht behagte. Vielleicht der Sonne wegen, die ja hier wahrhaftig schon ein bißchen warm scheint."

Liesel schwieg. Als nach einer Weile ihre Tante aufstand, wußte sie nicht, sollte sie sitzen bleiben oder mitgehen.

„Die Sonne wird mir ein wenig lästig," sagte Frau Elsbeth zu den Bekannten am Tische. Sie tat, als sähe sie nach einem geeigneteren Platz aus, dann steuerte sie rasch zu dem einsamen Jüngling hin. Liesel war zuletzt doch aufgestanden und mitgekommen. Empörung stand jetzt in ihren Zügen.

„Tante, du begehst jetzt die größte Torheit deines Lebens," flüsterte sie; „und — und . . ." Aber sie brachte nicht mehr hervor.

Flüchtig hatte Frau Elsbeth sie angesehen, verwundert, aber sich nicht weiter besinnend. „Was meinst du? Warum?" fragte sie. Die Veränderung in den Zügen ihrer Nichte entging ihr oder fiel ihr nicht weiter auf.

Sie hatten den Tisch erreicht. „Sie gestatten —?" sagte sie lächelnd, überaus freundlich.

Der Student schoß empor. „Bitte!" Sein Blick wanderte von Frau Sonne zu Liesel und senkte sich dann zu Boden; denn die abweisende Miene des jungen Mädchens wirkte nicht ermunternd.

Frau Sonne nahm Platz und wies Liesel auf einen

Digitized by Google

Sitz, denn diese stand noch immer. „Ich möchte Sie meiner Nichte vorstellen," sagte sie nun. „Aber Ihren Namen — ich ..."

„Erich Klose," sagte der junge Mann und fügte noch zögernd hinzu: „Aber ich und ..."

So schroff abwehrend sah ihn das junge Mädchen an, daß er schwieg.

Frau Sonne nickte. „Ein schöner Name. Aber auch mein Nichtchen hat einen schönen Namen: Liesel Kroner. Und nun, Lieserle, sag, möchtest du einen Kaffee und Torte? Oder hast du Verlangen nach kaltem Braten? Das war doch ein zu kleines Stück vorhin; ich möchte dich gern ein bißchen auffüttern, du siehst mir doch ein bißchen gar zu schmal und schlank aus. Nicht wahr, Herr Klose, das Mädel da könnte ein bißchen stärker werden."

Wilder Trotz flammte jetzt in den Augen Liesels, in ihrem Herzen erwachte Haß gegen die Tante. Wozu brauchte die sie so herunterzusetzen? Das Mitleid für ihren Körper wachzurufen, der wohl schlank war, aber doch nicht so bedauerlich schmal, wie ihre Worte ihn hinstellten.

Sie erhob sich. „Ich möchte heim, Tante!"

Verwundert schaute Frau Sonne sie an. „Ist dir denn übel? — Nicht? — Schaust beinahe so aus. Setz' dich doch; ich lass' dir heißen Kaffee bringen, 's ist dir vielleicht ein bißchen zu kühl geworden." Sie zog die Nichte am Kleide wieder auf den Sitz nieder. „So junge Mädchen frieren leicht," sagte sie lächelnd zu dem jungen Mann. „Da ist das Blut noch nicht so rege wie bei uns Frauen."

Der Haß in Liesel vertiefte sich. Jetzt hätte sie die Tante so beleidigen können, wie sie es verdiente! Aber es fiel

Digitized by Google

ihr nichts ein. Und doch —! Plötzlich warf ſie hin: „Oder die Verliebtheit macht den Frauen warm. Bei jungen Mädchen erwärmt echte Liebe das Gemüt.“

Frau Sonne ſah ihre Nichte betroffen an, dann erwiderte ſie lachend: „Da ſehen Sie, Herr Kloſe, wie unbeſonnen junge Mädchen daherreden! Tut, als wolle ſie mir das Gemüt abſprechen, und weiß doch, wie lieb ich ſie hab', die Lieſerle. Oder meinen Sie auch, daß ich kein Gemüt hab', Herr Kloſe?“

Jetzt überwand der Student endlich ſeine Wortſcheu. „Nein, das meine ich nicht, Frau Sonne!“ ſagte er. „Und — und das Fräulein gewiß auch nicht.“

„Danke, um mich braucht ſich niemand zu kümmern,“ wehrte Lieſel ſcharf ab. „Ich ſpreche für mich ſelbſt.“

„Lieſerle, was haſt du denn heute? Du biſt ganz verändert, ſo — ſo ruppig,“ tadelte Frau Elsbeth. „Herr Kloſe wird einen ſchlechten Eindruck von dir gewinnen, und das wäre ein ganz falſches Bild von dir. Wiſſen Sie, Herr Kloſe, ſie iſt ein goldiges Weſen, unſer Lieſerle!“

Lieſel blitzte die Tante böſe an. „Danke, Tante! Ich verzichte darauf, in Herrn Kloſes Augen als Muſter von Güte dazuſtehen. Das erſcheint ihm dann vielleicht nur wie ein Abglanz von dir.“ Sie ſtieß im Aufſtehen mit einem Ruck den Seſſel zurück. „Ich ſeh' dort einen Bekannten, mit dem will ich ein wenig plaudern.“

Eilig ſchritt ſie hinweg, und Frau Sonne ſah ihr ſtumm und faſſungslos nach. Sie ſah, wie ſie an einem ferner ſtehenden Tiſche einem Herrn die Hand auf die Schulter legte, der wandte ſich raſch herum. Das war ja Hans Kundemann. Wie kam denn der hierher? Hatte er etwa ausſpioniert, wohin ſie gegangen war? Heftiger Ärger faßte ſie. Aber nein! Eine Dame ſaß ja bei ihm. Viel-

Digitized by Google

leicht war dies seine Verehrte oder schon seine Verlobte. Er war wohl auch nur hierher spazieren gegangen.

Frau Sonne wandte sich ab. Mochte doch Liesel eine Weile mit ihm schwatzen; sie würde schon wieder zurückkommen. Sie fing nun mit dem Studenten zu plaudern an, erhielt freilich nur karge Antworten und hielt diese Zurückhaltung der allzu großen Schüchternheit des jungen Mannes zugute.

Liesel bat Hans Kundemann, mit ihr ein paar Schritte vor den Garten zu kommen, sie habe ihm etwas zu sagen. Er stand auf und folgte ihr.

Draußen sagte sie hastig: „Ich hab' eine Bitte an Sie, Herr Kundemann. Bringen Sie mich heim. Zuerst nach dem Hause der Tante. Ich will nicht allein von hier weggehen."

Hans Kundemann war betroffen. „So? Warum denn? Mit wem sind Sie denn hier?"

„Mit Tante."

Erstaunt fragte Kundemann: „Warum bleiben Sie nicht bei der Tante und gehen mit ihr heim?"

Zornestränen standen jäh in Liesels Augen. „Weil ich die Tante in ihrem Glück nicht stören will; sie soll lieber mit ihrem künftigen Verlobten allein bleiben."

Kundemann schaute Liesel betroffen an. „Was? Verlobten —? Sie werden sich täuschen!"

„Nein, sie hat ihn mir selbst als ihren Zukünftigen bezeichnet, mit dem sie dort sitzt," erklärte Liesel zornig. „Und ich gönne ihn ihr auch. Er wird schon zu ihr passen. Aber ich will nicht dabei sitzen. Bitte, kommen Sie mit, sonst gehe ich allein."

„Ich komme mit," sagte Kundemann, „aber ich muß nochmals an meinen Tisch zurück."

„Aber nichts der Tante sagen," bat Liesel. „Sonst

Digitized by Google

könnte sie mich wieder holen. Können Sie Ihre Dame so lange allein lassen?"

„Es ist meine Cousine. Wir warten auf ihren Mann, der jeden Augenblick kommen kann."

Er verständigte seine Cousine, dann begleitete er Liesel heim.

„Danke. Von hier aus fahre ich mit der Elektrischen," sagte das junge Mädchen, sich vor dem Hause verabschiedend. „Und bitte, bringen Sie Tante die Nachricht, daß ich heimgefahren bin. Sonst wartet sie dort vergeblich auf mich."

Frau Sonne sprach eifrig mit Klose, als Kundemann herantrat und ihr die Botschaft übermittelte.

„Heimgefahren —? Ja, warum denn?" fragte sie überrascht.

Kundemann blickte den Studenten finster an. „Fräulein Liesel sagte, sie wolle nicht stören."

„Nicht stören? — Das törichte Kind! Nun, mag sie ihren Willen haben. Ein bißchen eigensinnig war sie ja immer. Danke, Herr Kundemann!"

Kundemann grüßte und ging zu seiner Cousine zurück.

Der Student erhob sich jetzt. „Ich bitte, mich empfehlen zu dürfen, Frau Sonne."

Frau Elsbeth fiel von einer Überraschung in die andere. Wie, nun sollte sie allein hier sitzen bleiben? „Sie wollen auch gehen, Herr Klose?" fragte sie. „Das ist wenig höflich von Ihnen, mich jetzt allein zu lassen. Und wir wollten doch über verschiedenes sprechen — es sollte doch eine Stunde der Belehrung sein. Oder nicht?"

Der Student fuhr sich unruhig durch die Haare. „Ja! Gewiß! Aber — aber ich meine, hier ist nicht der rechte Ort dafür. Es ist zu unruhig. Die Musik, die vielen Leute."

Digitized by Google

„Meinen Sie?" Frau Sonnes Stimme klang enttäuscht.

„Ein andermal wär' besser. Man faßt wohl nicht alles richtig auf in solcher Umgebung."

Die Worte klangen verlegen.

Frau Elsbeth dachte: „Allein will er mit mir sein, das ist's. Die vielen Leute sind ihm zuwider, er kann in seiner Scheu nicht so aus sich herausgehen, wie er gerne möchte. Er hat recht, es ist besser, wenn wir die Einsamkeit aufsuchen, sonst kann ich noch lange auf die rechte Erklärung warten, die ihm offenbar schwer fällt."

„Dann gehen wir," sagte sie. Sie nahm ihren Sonnenschirm, und so gingen sie zusammen fort, ohne daß Klose sich dagegen zu wehren vermochte.

Kundemann sah sie zusammen fortgehen, und seine Zähne gruben sich in die Unterlippe. Dann kam ein trauriger Ausdruck in seine Augen. Nun hatte er sie verloren, die er liebte. Eine andere gab es nicht für ihn. Aber nun wollte er auch nicht mehr bei ihr im Geschäft bleiben, das hielt er nicht aus, sie im Glück mit einem anderen zu sehen. Morgen würde er kündigen. Fand sich dann rasch ein Nachfolger für ihn, so konnte er bald das Geschäft verlassen.

Frau Sonne rief den ersten Wagen an, der leer vorbeikam. „Wir fahren auf eine oder zwei Stunden noch weiter ins Freie hinaus," sagte sie. „Bitte, steigen Sie ein."

„Ich möchte lieber heim," bat er.

„So? Warum wollen Sie mich denn nun wieder allein lassen?" fragte sie ärgerlich. „Heute am Sonntag studieren Sie ja doch nicht mehr."

Er wollte schon bejahen, aber da dachte er, es wäre vielleicht nicht gut, wenn sie im Ärger von ihm schied. Er stieg also ein.

Digitized by Google

Die Fahrt war schön, aber zu einer rechten Unterhaltung kam es zuerst doch nicht. Frau Sonne sprach meist allein, bis sie endlich anfing, ihn um ernstere Dinge zu fragen, und um Erklärungen bat. Da geriet Erich Klose in einen Redefluß. Frau Elsbeth kam sich um ein gut Teil gescheiter vor, als sie endlich vor ihrem Hause aus dem Wagen stieg. Der Student war schon vorher ausgestiegen.

Oben in ihrer Wohnung wartete die Mutter erregt auf sie. „Kind, was ist denn zwischen dir und Liesel geschehen?"

„Das dumme Ding! Meinte, sie wolle mich nicht stören und ließ mich ohne weiteres allein mit —" sie stockte und endete dann rasch: „Mit einem Herrn."

Nun konnte sie doch nicht ohne weiteres sagen mit meinem Zukünftigen! Denn es war ihr klar geworden, daß Herr Klose nicht nach dem kleinsten und nicht nach dem größten Anlaß gegriffen hatte, um seine zarten Gefühle auszusprechen. Er war die ganze Zeit so wunderlich gewesen, als hätte er für ihre Reize kein Auge gehabt. Woher mochte dies kommen? — Hatte es ihn verletzt, daß ihre Nichte sie in so seltsamer Weise verlassen hatte? Wenn sie es recht bedachte, so war Lieseles Benehmen beleidigend gewesen. So konnte ihr Fortlaufen allerdings bedenklich wirken. Der Ärger darüber erfaßte sie erst jetzt.

„Das dumme Mädel!" rief sie. „Läuft davon und läßt mir dann durch Kundemann sagen, daß sie heimgefahren sei. Verdirbt einem den schönen Tag und das Zusammensein mit interessanten Leuten!"

Ihre Mutter sah sie von der Seite an. „So, so, mit interessanten Leuten —? Nun, es muß aber doch irgend was Besonderes dabei gewesen sein. Das Lieserle hat hier schrecklich geweint! Und mit einem so trostlosen

Digitized by Google

Gesicht ist sie fortgegangen, daß sie mich herzlich gedauert hat. Und dein Kleid hat sie ausgezogen und hier gelassen. Sie danke dir dafür, sagte sie, und wolle deine Güte weiter nicht in Anspruch nehmen. Und sie lasse dir alles Glück wünschen, sagte sie, und wenn es auch auf den Trümmern eines anderen Glückes aufgebaut sei."

„Was —? Wie sagte sie —? Auf den Trümmern eines anderen Glückes? Das dumme Ding! Neidisch ist sie, daß ich glücklich werde, sie aber einen anderen nehmen soll, als den sie will. Das ist's. Na, sie wird schon auch noch zu ihrem Glück kommen, ist ja noch jung, und wer weiß, ob es der Rechte ist, den sie jetzt haben möchte."

„Kind! Elsbeth!" rief jetzt ihre Mutter und sah sie erwartungsvoll an.

Aber Frau Sonne schwieg. Sie konnte ja heute auch noch nichts sagen. Sie mußte warten — auf das nächste Mal warten, bis sie wieder mit ihm zusammenkam; so schnell ging ja das alles nicht. Am nächsten Sonntag wollte sie sich wieder mit Klose treffen.

Am nächsten Tag kündigte Kundemann knapp vor Mittag.

Ärgerlich sah ihn Frau Sonne an. „Warum wollen Sie denn gehen? Biete ich Ihnen zu wenig? Das können Sie ja sagen; ich kann Sie nicht entbehren. Nennen Sie Ihre Forderung."

„Nein. Es ist mir gar nicht darum zu tun."

„So? Nun, was ist es denn?"

„Muß ich meine Gründe nennen? Ich glaube, ich darf darüber schweigen."

„Ich kann mir ja denken, weshalb Sie austreten wollen. Sie gründen sich wohl selbst ein Geschäft?"

Digitized by Google

Kundemann zuckte die Schulter, erwiderte aber nichts. Mochte sie denken, was ihr einfiel; es war ja alles eins.

Verdrossen stieg Frau Sonne zu ihrer Wohnung empor, und den ganzen Nachmittag über wich die ärgerliche Stimmung nicht von ihr. Es war nicht so einfach hinzunehmen, daß Kundemann ging, das wußte sie. Nur begriff sie nicht recht, daß sich in diese Einsicht ein leises Gefühl von Traurigkeit einschlich. Das war denn doch zu viel. Und sie verscheuchte die trübe Stimmung. So war es denn in der Welt doch nicht. Sie würde gewiß wieder einen brauchbaren Gehilfen finden.

Am Abend, als sie eben wieder über die Kündigung nachdachte, stand plötzlich Liesel vor ihr. „Tante, ich hab' mich gestern abend verlobt! Und hab' mich heute wieder entlobt und nun vor ganz kurzer Zeit neuerdings verlobt."

„Du bist wohl närrisch?" sagte Frau Elsbeth. „Wie geht denn das zu?"

„Gestern abend verlobte ich mich mit dem, den die Eltern ermunterten, den ich aber nicht leiden kann. Ich gab mein Jawort, weil er gerade bei meinen Eltern war, als ich heim kam. Über Nacht aber ist mir schrecklich zumute geworden. Ich war verzweifelt und drohte meinem Vater, ins Wasser zu springen, wenn er die Verlobung nicht wieder löse. Da ging denn mein Vater und tat meinen Willen. Und dann — dann habe ich mich verlobt mit — erschrick aber nicht, Tante! — mit Erich Klose."

Jetzt war die sonst so redselige Frau Sonne einmal sprachlos geworden. Sie starrte ihre Nichte verständnislos an.

Da streichelte Liesel die Wangen der Tante. „Ja, mit Erich Klose. Schau, Tantchen, der ist ja doch nichts für

Digitized by Google

dich. Er sagte mir ja selbst, er wäre viel zu jung für dich."

„So, das hat er dir gesagt?" fuhr Frau Elsbeth zornig auf. „Warum kommt ihm diese Einsicht erst jetzt? Warum lief er denn dann so oft und so lange vor meinem Haus herum und bringt mich dadurch in Verruf? Mußte ich da nicht glauben, daß er ..."

Da lachte Liesel schalkhaft. „Tantchen, da muß ich denn wehmütig meine eigene Schuld bekennen. Er kann nichts dafür. Ich hab' ihm immer vorgeschwärmt, du weißt es ja auch, daß ein rechter Mann einen Bart haben müsse. Und er hat sich so lange geschämt und gezögert, einen Laden zu betreten. Nun hat er mir heute auf dem Weg zum Seminar aufgelauert und mir alles erzählt. Er wollte rasch einen Bart haben, traute sich aber nirgends recht hinein, um wegen eines guten Mittels nachzufragen. Dich hat er öfters unter der Türe stehen sehen — er wohnt ja hier in der Nähe —, und da dachte er, hier wäre es am wenigsten auffällig, und eine Frau fände es vielleicht nicht so komisch wie ein Mann, wenn man von ihr ein Bartwuchsmittel verlangte. Und dann glaubte er auch, du würdest ihm nicht irgend ein schlechtes Mittel aufschwatzen. Es war sein größter Kummer, daß er mir ohne Bart doch nicht so recht gefalle und ich vielleicht doch einen anderen nähme. Ich hab' ihm verzeihen müssen, weil er ja doch keine rechte Schuld hatte an deinem Irrtum, und ich habe daheim nicht nachgegeben, bis ich mich mit ihm verloben durfte. Vorhin hat es Vater zugestanden, und am Sonntag ist Verlobung. Du bist dazu eingeladen, Tantchen."

„Jawohl. Ich soll nun meine Lächerlichkeit bei euch wohl noch besonders empfinden," fuhr Frau Sonne auf. Dann aber besann sie sich und sagte herzlich: „Zur

Digitized by Google

Digitized by Google

Verlobung komme ich nicht, aber vielleicht zur Hochzeit. Und ich wünsche dir alles Glück, Kind, und ein schönes Hochzeitsgeschenk sollst du auch haben."

„Böse bist du mir nun nicht mehr, Tantchen?" fragte Liesel zärtlich.

„Nein. Hab' nicht ich dir deinen Schatz abtrünnig machen wollen? Und nun versteh' ich auch, warum du gestern davongelaufen bist. Na, 's ist gut, daß sich alles so rasch aufgeklärt hat. Aber nun geh, Mädel, laß deinen Verlobten nicht so lange warten, denn der steht ja doch sicher unten und will dich heimbegleiten."

Liesel lief rasch fort, nachdem auch die Großmutter von der Verlobung erfahren hatte. Von Frau Sonnes Liebesabenteuer erfuhr die Großmutter freilich nichts.

Frau Elsbeth fühlte sich an diesem Abend nicht heiter. Sie kam sich vor sich selber herabgedrückt vor; ihre gute Meinung von ihrer Person war bedenklich geschwächt.

Als sie am nächsten Morgen erwachte, empfand sie zur eigenen Verwunderung, daß es sie doch nicht im geringsten schmerzte, daß ihr Liebesabenteuer so ausgegangen war. Die Kündigung Kundemanns lag ihr viel schwerer im Sinn. Was sollte sie anfangen ohne ihn? Wenn sie nun doch keinen fand, der für das Geschäft der rechte Mann war?

Am Nachmittag raffte sie sich auf und fragte: „Müssen Sie denn so bald schon fort, Kundemann? Wollen Sie nicht warten, bis ich einen Gehilfen gefunden habe, der mir zusagt? Ich zweifle, daß mir das so rasch gelingt. Es findet sich nicht gleich wieder einer wie Sie."

Kundemann fuhr ein schwaches Rot übers Gesicht. Wozu diese Anerkennung, die ihm nichts nützte, ihn nicht einmal freute, weil ihm doch nichts mehr Freude bereiten konnte. „Ich würde an Ihrer Stelle gleich das

Digitized by Google

Geschäft verkaufen," sagte er endlich. „Da Sie ja wohl ohnehin bald heiraten werden. Die Stellung Ihres Mannes verträgt sich ja doch nicht mit dem Geschäft."

„Sie irren sich, Kundemann, ich heirate nicht mehr." Es klang ein wenig elegisch.

Er schaute sie an. „Sie heiraten nicht —? Und — und Ihr Begleiter von vorgestern? Ich dachte ..."

Da senkte sie den Kopf. „Ich will nicht leugnen, ein wenig hatten Sie recht. Es war ein Mißverständnis — es ist — ist der Bräutigam meiner Nichte."

Kundemann begriff nicht sogleich. Fräulein Liesel heiratete? Und der Student war der Auserwählte? Er empfand im Augenblick ein wenig Schadenfreude. So sind die Frauen. Wenn ihnen einer nur ein bißchen „schöne Augen" dreht, denken sie gleich, er wäre ganz und gar in ihrem Bann, und dichten ihm Absichten an, die ihm im Traum nicht einfallen. Ja, ja, auch wenn man Frau Sonne hieß und klug war, so etwas konnte doch möglich werden. Aus seiner nachdenklichen Stimmung heraus sagte er dann, ohne die Folgen recht zu bedenken: „Nun, da hätt' ich doch gar nicht zu kündigen brauchen."

„So? Was? Wie? Nicht kündigen? Ja, warum haben Sie denn ..." Frau Sonne stockte und sah Kundemann eine Weile scharf an. Dann sagte sie: „Also aus Eifersucht? Und da soll ich nun zur Strafe für meine Torheit auch noch einen Gehilfen verlieren, der für das Geschäft gar nicht zu entbehren ist? Wahrhaftig, eine zu große Strafe."

Frau Sonne saß ein wenig nachdenklich da. Als sie wieder aufsah, fragte sie: „Muß denn das sein, daß Sie gehen, Kundemann? Nun ich nicht verlobt bin, ist es doch nicht nötig, daß Sie gehen, nicht wahr?"

„Allerdings, das müßte nicht sein," erwiderte Kunde-

Digitized by Google

Digitized by Google

mann. „Aber es ist doch gescheiter, es bleibt nun einmal dabei. Sie sind viel zu hübsch, Frau Sonne, als daß da nicht wirklich bald einer kommen wird und Sie zu seiner Frau begehrt. Und dann müßte ich doch wieder kündigen."

Ihre Meinung von sich hob sich wieder so kräftig, wie sie vor dem letzten Tage gewesen. Da war einer, der sie „viel zu hübsch" nannte, als daß sie zu einem „Blümlein Wegewarte" werden sollte — und dem albernen Erich Klose, der sich für zu jung hielt für sie, dem würde seine Meinung von ihr schon noch verbessert werden. Viel älter war ja Kundemann auch nicht. Und der wäre offenbar glücklich, wenn — ja, aber, konnte denn dies nicht sein? Wer war denn dawider, daß sie den Kundemann nahm?

Sie sah auf und dem Mann in die Augen, der vor ihr stand. „Es könnte ja gleich einer kommen, der mich begehrte," sagte sie. „Und der könnte mir als Gehilfe kündigen, um mein guter Lebenskamerad zu werden. Ja also, Hans Kundemann, was sagen Sie dazu?"

Sie streckte ihm die Rechte hin und lächelte.

Als er dies gütige Lächeln sah, wurde es ihm heiß ums Herz. Er ergriff die dargebotene Rechte. „Darf ich?" fragte er.

„Wer wird denn lange fragen? Ein rechter Mann nimmt sich, wonach er begehrt," scherzte sie.

„Nun, dann nehme ich dich, Elsbeth!" Und er hielt sie auch schon in seinen Armen.

Digitized by Google

Maria Schwanenberger

Eine bürgerliche Geschichte

Von M. Kaltenhauser / Fortsetzung

Frau Ingher stand nun auch neben Maria und nahm den ehrerbietigen Gruß des jungen Mädchens mehr kameradschaftlich als mütterlich entgegen. Aber viel Neugierde lag in ihren raschen Blicken, die über Maria hinhuschten in förmlicher Hast.

Maria begann kühler zu werden, zu prüfen, und fragte sich: „Ist das Neid, was in diesen huschenden Frauenaugen aufglimmt, langsam in die etwas verschwommenen Augen tritt und dort wie aus einem Versteck hervorlugt?"

Dann wurden doch die Augen freundlicher. „Hat Sie der Junge in unsere Großstadt geschleppt? Ob es Ihnen bei uns da taugen wird?" sagte sie endlich und fast lag es wie ein Vorwurf gegen den Sohn in ihrer Stimme, in ihrem ganzen Wesen.

Alexander lachte und legte scherzend einen Arm um die Schulter der kleinen Mutter. „Sagt es dir etwa hier nicht zu, Mama? Hast du Sehnsucht nach einer Landidylle?"

Da blickten die vorwurfsvollen, huschenden Augen ganz entsetzt. Energisch abwehrend sagte Frau Mela: „Ja, ich! Das ist doch etwas anderes."

Alexander antwortete nichts. Da hatte sie recht, seine kleine Mama, einen Vergleich zwischen ihr und seiner Maria durfte man nicht anstellen. Maria konnte nicht neben dieser drolligen, behenden, trippelnden Frau sein, ohne den schärfsten Gegensatz zu erwecken.

„Jugend schaut immer gern in Neues und ist auch ein

Digitized by Google

gutes Steuer für eine andere Umgebung," sagte Roland Ingher.

„Ein bisserl hat Maria schon vom Stadtleben gelernt, gerade bei euch jetzt, wie lange man warten muß, bis man einmal ‚besichtigt' wird," sagte Alexander.

„Um Gottes willen, Axel," mahnte Maria, erschrocken über seinen drastischen Ausspruch.

Roland Ingher strich mit seiner gepflegten Hand über sein hochstehendes Schwarzhaar. „Ja, Kinder, das müßt ihr mir nicht verübeln, ich hab' wirklich auf euch vergessen."

„Luise hat doch nichts gesagt von dem Besuch," verwahrte sich Frau Ingher.

„Doch, doch," wehrte der Gatte ab, „die Luise hat es mir gesagt, als die Dorm und der Justizrat gegangen waren. Aber" — wieder fuhr die Hand durch das Haar — „ich hab' so vieles zu denken."

Maria fand es unkindlich, daß Alexander ein wahres Spitzbubenlächeln nicht verbarg, und des Vaters Worte so gar nicht ernst zu nehmen schien.

„Viel hat uns der Bub wahrhaftig nicht geschrieben und gesagt," wendete sich Roland Ingher zu Maria. „Er kommt mit seinen Überraschungen immer ziemlich plötzlich."

„Ja, da hat er recht," stimmte des Künstlers Ehegattin eifrig bei.

Ehe Maria antworten konnte, sagte der Architekt: „Und hätt' ich euch auch früher davon gesprochen, ihr hättet wahrhaftig auch darauf vergessen."

Mit Mühe verbarg Maria ein Lächeln. Sie waren in die Tiefe des Zimmers gegangen und saßen nun auf den dunkelgrünen Samtsesseln. Und nun luden Papa und Mama Ingher Maria zu ihren Abendgesellschaften ein.

Digitized by Google

Ein leises Sinnen stand in Marias Augen, ein Zögern „Muß das sein, Alex?“ fragte sie den Verlobten.

Frau Ingher riß erstaunt die Augen auf, ihr Gatte betrachtete seine rosigen Fingerspitzen, während ein leises Lächeln um seine vollen Lippen lief, und Alexander lachte hell auf. „Schatz, wenn du dich hermetisch abschließen willst, dann hättest du ja auch bei deinen Eltern bleiben können.“ Und ernst werdend erklärte er: „Gewiß muß das sein, Maria, sonst ist die Großstadt wirklich nichts für dich. Du mußt mit im Strom schwimmen.“

Der Unmut, der erst Marias Gemüt überschatten wollte, wich bei den klaren Worten ihres Verlobten; sie fand das Verständnis dafür und lachte sich selber aus. Warum hatte sie sich von den einschließenden Mauern, dem engen Sinn zu Hause fortgesehnt, wenn sie sich nun hier abseits halten wollte?

Da wurde auch sie lebhafter, zu Alexanders Freude, zur Verwunderung Klein-Rolands und seiner Gattin.

„Sie wollen hier Sprachen studieren?“ fragte Roland Ingher und zog die Brauen hoch, zündete sich eine Zigarette an. „Packen Sie sich nicht zu viel Wissensballast auf, ohne Bürde kommt man leichter fort in der Welt.“

Als er das Staunen Marias bemerkte, senkte er nach einem raschen Blick die Lider wieder. „Ich meine, speziell als Frau.“

Und seine Frau, die ihn aus verwunderten Augen angesehen, griff in das Gespräch ein. „Na eben. Denn du, Roland, du sprichst doch auch drei Sprachen.“

„Für meinen Umgang muß das schließlich sein,“ gab er zu.

„Und für meinen Umgang schadet es gerade auch nicht, Maria,“ sagte Axel neckend. „Übrigens, Papa, das Kleine hier möchte auch gern seine Klavierstunden weiternehmen. Was sagst du dazu?“

Digitized by Google

Prüfend, taxierend überflog Roland Ingher des Sohnes Braut, dann lächelte er. „Ist ja recht. Ist ganz nett, wenn das Fräulein auch musizieren kann."

Vorsichtig fragte der Sohn: „Na, und du, Papa, du hast so eine Stunde, so eine ganz kleine, ab und zu frei dafür?"

Wehleidig abwehrend hob der Künstler die Hand. „Xandl! Was dir einfällt! Du weißt doch, ich kann so was nicht hören."

Maria errötete, aber sie schüttelte ein Gekränktsein hastig wieder ab. Alexanders Vaters hatte wohl recht, für einen Künstler war ihr Spiel nichts, vielleicht sogar unangenehm, weil unfertig. Sie legte ihre Hand auf die Alexanders. „Laß das. Ich begreife deinen Papa."

Roland Ingher wurde liebenswürdiger. „Na, wir wollen sehen. Vielleicht trifft es sich mal und ich hab' ein Viertelstündchen Zeit. Schließlich für die Braut meines Einzigen! Bei wem haben Sie gelernt?" Das klang nicht sehr nach Interesse und ließ mehr einen überlegenen Ton verspüren.

„Bei Professor Franz Undegger."

Roland Ingher stutzte flüchtig. „Undegger, Undegger?" sagte er suchend. „Der Name ist mir so ein bißchen bekannt — Undegger — ach ja, ich glaube, der drückte auf der Akademie zugleich mit mir die Schulbank."

Maria schien überrascht. „Davon sprach Herr Undegger nicht. Aber Ihren Namen kennt er wohl."

Er machte eine herablassende Handbewegung. „Glaub' ich. Undegger — also der hockt in Ihrem Nest fest? Daß Gott erbarm'! Ist wohl schon ein ganz alter Herr, wie? Na eben, dacht' es mir. Er paßt in Ihre Stadt. Ein Künstler darf nicht alt werden, der muß immer am Jungbrunnen leben. Und darum — jedem das Seine." Damit

Digitized by Google

tat er den unbekannten Professor ab und erhob sich, rieb sich befriedigt die Hände und sagte mit deutlicher Anerkennung für sich selbst: „Ich hielte das nicht aus."

Maria bat in plötzlicher Aufwallung, Roland Ingher möchte ihr etwas vorspielen.

Ein Unmut wie bei einem schmollenden Kind veränderte die Züge des kleinen Mannes. „Ich kann jetzt nicht, wahrhaftig nicht, Kinder. Der da" — er wies auf seinen Sohn — „der hat mir mit seinem Geklimper von vorhin alle Laune dazu verdorben."

„Gott, ich hab' dich nicht anders herangeln können," entschuldigte sich Alexander, gar nicht betrübt über seines Vaters Vorwurf.

„Aber du weißt doch, daß Papa so etwas nicht hören kann", sagte Frau Ingher.

Maria bat nicht länger, aber nach einer kurzen Weile empfahl sie sich und wurde nochmals freundlich für die Abende eingeladen.

Dann verließ sie mit Alexander das Haus. Die frische Luft auf der Straße kühlte ihr die heißen Wangen. Sie atmete tief auf. Schrecklich heiß war es doch da oben gewesen, kaum zu Atem war man gekommen.

Zum erstenmal klärte sich in den Straßen der Großstadt Marias Sinn, und sie sah dem Getriebe ein wenig überlegen zu. Einen Blick noch warf sie auf das reizende weiße Haus zurück und ein freudiger Stolz erwachte in ihrer Seele, überfloß ihr ganzes Wesen, leuchtete ihr hell aus den Augen. Eng schmiegte sich ihr Arm an den Alexanders.

Und es war ihr, als schritte sie mit ihm allein durch die Straßen; sie sah die anderen Menschen, wie durch eine Glaswand von ihnen getrennt, ab und zu, rasch und

Digitized by Google

langsam dahinschreiten, aber nicht an sie und Alexander herankommend.

Tante Anna half der Nichte inmitten der häuslichen Sorgen bei den Änderungen, die Maria an ihrem einzigen weißen Kleid machen mußte, um es für den ersten Gesellschaftsabend bei Inghers gebrauchsfähig zu machen.

Als Maria an dem dünnen weißen Stoff arbeitete, stiegen die trüben Mauern vor ihr auf, die ihre Heimat umschlossen, wo sie dieses Kleid getragen. Der Schnitt war auch danach. Maria lächelte, als sie daran dachte. Ein Glück nur, daß Tante Anna so viel Geschmack besaß und durch ein paar kluge Änderungen dem Kleidchen zu schönen Formen zu verhelfen wußte.

Weich und glatt floß dann der feine Stoff an ihrer Gestalt herab. Maria besah sich im Spiegel, und was sie bis jetzt als Pflicht der Tante angesehen hatte, das Sorgen für die Nichte, das ging jetzt in Dankbarkeit über. Nicht dafür, daß sich die Tante die Mühe genommen, das Kleid zu richten, sondern für die Sorgfalt, die Liebe, mit der es geschehen war.

Maria empfand das und sie ging und gab Tante Anna die Hand. „Ich danke dir," sagte sie und es klang so weich, daß eine feine, lichte Röte der Tante gelbliches Gesicht färbte.

Als Frau Barbara in ihrer hartnäckigen Sorge um die Tochter und in dumpfem Groll gegen die Schwägerin an Maria schrieb „ob Maria dort ihr Auskommen habe und genug zu essen bekäme, so daß man nicht zu befürchten habe, daß sie krank heimkäme, wobei gar kein Gewinn von ihrem Stadtleben zu hoffen sein würde", da schrieb Maria zurück: „Die Mutter möge ohne Sorge sein, es ginge ihr gut, und die Tante zahle ihre Schuld nicht

Digitized by Google

nur aus Pflichtgefühl, sondern mit Liebe zurück. Und wenn sie, Maria, nicht um Alexanders willen und, um zu lernen, in der Stadt sein wollte, sie würde heimkommen und die Mutter bitten, die Tante mit dem Zurückzahlen nicht zu drängen. Das Leben in der Stadt sei aufreibend, und sie, die immer im winzigen Städtchen mit den vielen Bequemlichkeiten dahingelebt hätte, begriffe das nicht."

Als Alexander Maria zu dem Gesellschaftsabend abholte, freute er sich über ihren Anblick. Jubel klang in seiner Stimme; er stand vor Maria und er sagte ihr Worte, die wie aus einem Märchen geholt schienen.

Sie befanden sich im Wohnzimmer und auch Tante Anna war anwesend.

Wie Alexander mit seiner Begeisterung kein Ende finden wollte, sagte Maria: „Es ist Tantes Verdienst. Sag' ihr dein Lob."

Er war bereit dazu und tat es.

Lächelnd wehrte die Frau ab. „Kinder seid ihr beide."

„Kinder?" Das Wort schlug an Marias Empfinden, daß sie nachsann. „Kinder?" Für Sekunden lag es wieder wie ein Schleier über ihren Augen und die langen Wimpern warfen einen Schatten, so senkte sich ihr Blick. „Kinder?" Nein. Was in ihr lag, das war nicht mehr Kindersinn. Sie hob die Lider, ihre Augen strahlten, es war wie ein Lichterglanz, der sich in einem dunklen Gewässer spiegelt, und helle Röte färbte ihre Wangen.

„Unsere Gesellschaft wird staunen über die Wunderblume, die ich ihr heute bringe," rief Alexander.

Sie ging dicht zu Alexander hin, schaute ihm in die sonnigen Augen und sagte: „Und wenn die Wunderblume die Schönheit verliert? Wenn du dann eines Tages nicht mehr so großen Gefallen daran findest?"

Unmut flog über sein eben noch so helles Gesicht. „Du

Digitized by Google

mußt nicht so etwas sagen, Maria, du mußt nicht wie ein scharfer Ostwind in meine Freude über ein Kunstwerk der Natur hineinfahren."

„Weil ich nicht nur ein Kunstwerk sein will, sondern auch ein ganz gewöhnliches Menschenkind. Das sollst du nicht vergessen."

Ihre Worte quälten ihn, das stand in seinem Gesicht, das klang in seiner Stimme. „Du darfst so etwas nicht sagen, Ria."

Sie fuhren, da es ziemlich kalt war, im Wagen.

Alexander war verstimmt. Da wurde Maria reuig. Was hatte er denn gesagt? Doch nur Gutes und Schönes. In ihrer Reue legte sie im Wagen ihren Arm um seinen Hals.

„Du Brummer du!" sagte sie weich und küßte ihn.

„Nein, du bist brummig," entgegnete er, aber er war versöhnt und fand seine Lustigkeit wieder.

Sie holten nun mit dem Wagen eine ältere Tante Alexanders ab, unter deren Schutz Maria für die Besuche der Theater, Konzerte und aller sonstigen bevorstehenden Vergnügungen stehen sollte. So auch heute.

Alexanders Mutter hatte eine solche Pflicht Maria gegenüber nicht auf sich genommen. „Es geht nicht, Bub, das kannst du nicht von mir verlangen; so richtig bemuttern kann ich auch gar nicht, das liegt mir nicht."

Nein, das lag ihr wirklich nicht. „Geh zu Tante Bernhardine, die tut es gern," hatte sie ihm geraten. „O gewiß, die tut es gern, wir haben sie ohnehin schon lange nicht mehr eingeladen. Und ihr liegt das Bemuttern."

Tante Bernhardine war bereit. Gestern hatte Maria bei ihr Besuch gemacht. Mit einem leisen Bedauern hatte sie es getan, es tat ihr leid, daß Tante Anna in ihrer

Digitized by Google

Zurückgezogenheit nicht mit dabei sein wollte und eine Fremde ihr Amt vertreten mußte.

Aber Tante Bernhardine war nett; ihre Beredsamkeit lief über vor Freude, daß sie das junge Geschöpf bemuttern durfte. Und sie begriff niemanden, nicht Marias Mutter, die ihr Kind allein in die Welt hinaus ließ, nicht Tante Anna, die lieber daheim bei ihren Arbeiten hockte und auch nicht Inghers Mutter, die dafür gar kein Interesse zeigte. Aber Tante Bernhardine war mit allen dreien zufrieden, weil sie ihr dies Kind überließen.

Nun lebten sie mitten im Gesellschaftstrubel und es surrte und summte um Maria von den vielen Menschenstimmen. „Wie ein Bienenschwarm", dachte sie. Da wurde ihr Blick kühler. Bienen? Nein, die sind fleißig, aber hier tummelte man sich, um ein paar Stunden totzuschlagen.

Tante Bernhardine stellte ihren Schützling vor. Da lief es an Maria heran wie kleine Wellen, die bei ihr landeten und sie dann mit in den Strom rissen.

Alexander hatte recht, seine „Wunderblume" verursachte Aufsehen. Sie war für die Herren ein kostbares Kleinod, für die Damen wie ein Tropfen Gift in ihrem Lebensbecher.

So schlicht wirkte Marias Kleid gegen all den pompösen Prunk, daß sie fast erschrocken an sich hinabsah.

Die Damen taxierten ihren Geldwert, während die meisten Herren vorerst nur die reine Schönheit auf sich wirken ließen.

Mit so vielen mußte Maria sprechen, scherzen, sich necken, daß ihre Wangen heiß wurden und ihre Augen blitzten.

Tante Bernhardine freute sich darüber, Frau Mela fühlte sich gekränkt, Roland Ingher beachtete Maria erst

Digitized by Google

wenig, wurde dann aber auf den lustigen Kreis um sie herum aufmerksam gemacht und beobachtete nun stumm lächelnd. Dann schien es ihm wie ein erwachender Gedanke durch sein Hirn zu flackern. Es war ganz gut, daß neues Blut in die Gesellschaft gekommen war.

Alexander schoß die Freude über die Bewunderung, die man Maria zollte, wie ein schwerer Wein zu Kopf. Bis in die Stirne trieb es ihm das Blut.

Und wie einer der Bekannten zu ihm sagte: „Ingher, Sie schürfen — und können uns alle auslachen. So ein Schatzgräber!" Da strömte die Freude so durch ihn hin, daß er kein Wort sagen konnte. Dann kam er endlich zu einem leisen Lachen, das sich anhörte, als läge ein sprudelnder Lebensquell darin.

Alexander musterte rasch die anderen Damen. Er kannte sie alle. Was waren sie ihm neben Maria? Er vergaß jetzt alles andere. Er hörte nichts mehr, er beachtete nichts anderes mehr als Maria.

Er empfand es unbehaglich, daß jeder Maria bewundern konnte, es war, als gehöre sie schon der ganzen Gesellschaft. Er ging hin, stand plötzlich vor der Braut.

Sie fühlte seine Blicke und erkannte: er will dir etwas sagen. So wandte sie sich ihm mehr zu, und höflich zogen sich die anderen Herren ein wenig zurück.

Roland Ingher hatte es bemerkt. Seine Lider schlossen sich halb; hinter der Stirne liefen die Gedanken unwillig. Was brauchte der Xandl so deutlich zu zeigen, daß Maria zu ihm gehörte, und die anderen Herren dadurch in die Schranken gewiesen wurden. Es paßte ihm nicht. Sein Salon war doch nicht für Turteltauben da, hier liebte man doch die Freiheit. Der Xandl, der dumme Junge!

Der „dumme Junge" stand in einem Nebenkabinett

Digitized by Google

vor seiner Braut. Er hielt sein Skizzenbuch in der Hand und zeichnete.

Über Marias weißes Kleid goß der Schein der roten Ampel ein rötliches Licht. Auf dem silberschimmernden Haar lag es wie eine schwache Glut.

Übermütig dehnte Maria die Arme. „Wie lange soll ich denn noch stillhalten?" fragte sie, und dann tat sie, als wollte sie grollen. „Du siehst so viel Schönes an mir und siehst es weg für deine Kunstwerke."

Er hatte seine Gedanken schon im Buch festgehalten und kam nun zu ihr, hielt einen Arm um ihre Schultern und sah ihr ins Gesicht. „Und du gönnst es mir nicht? Es ist dir leid darum?"

„Gönnen?" In dem einen Wort lag so viel Wärme, daß es durch Maria hinzitterte, und ihn befriedigte. „Gönnen?" sagte sie noch einmal und sah ihm in die ein wenig eifersüchtigen Augen. Dann wurde sie ernst und so endete sie ihre Gedanken und sprach sie in einer gewissen Hartnäckigkeit auch aus. „Aber es mag sein, daß du schließlich vor den vielen Gebäuden, die so entstanden sind, mich nicht mehr siehst."

Er sah sie verwundert an und mußte dann lachen. „Auf was für Gedanken du kommst." Aber die Röte in seinem Gesicht vertiefte sich.

Tante Bernhardine guckte durch die Türe herein. „Ich denke, es ist gut, wenn ihr wieder erscheint," mahnte sie.

So gingen sie in den Saal zurück. Jetzt blieb Alexander ein wenig an Marias Seite und gab ihr Bescheid über verschiedene anwesende Persönlichkeiten.

Maria überschaute diese vielen Gesichter, auf denen so seltsame Linien standen. Linien, die sprachen, und solche, die vieles verschwiegen. Breite Männergesichter, die in Genuß getaucht schienen, mit vollen Lippen, die sich an der

Digitized by Google

Lebensfreude sättigten. Schmale Antlitze, bei denen die Stirne den größten Teil einnahm; farblos die Wangen, scharf die Augen, zuweilen flackernd in wechselnder Empfindung. Üppige Frauen mit vollen Gesichtern, die in ihrem freien Benehmen widerlich wirkten, Frauen, die sich durch nichts in ihrem Wohlbehagen stören ließen und sich durch ihre Unbekümmertheit ihre Fülle bewahrten. Dagegen zarte Frauen mit stark ausgeprägter Nervosität, mit dunkellodernden Augen die einen, die anderen tieftraurig, mit einer schwer erzwungenen Lustigkeit. Manche von ihnen hatten einen Schal oder einen Pelz um ihre schmalen Schultern. Es schien die zarten Gestalten trotz des warmen Raumes zu frösteln. Vielleicht fröstelte es manch eine von innen heraus.

Maria empfand: noch steh' ich außerhalb dieser Welt, sehe nur hinein. Und sie fragte sich: „Komme ich auch in diesen Trubel vollends, reißt es auch mich gänzlich hinein? Und will ich das? — Hier ist es anders als bei uns in dem verlorenen Städtchen, mit den vielen Bürgersgesichtern, die einander mehr oder weniger gleichen. In diesem Städtchen, wo es ein eigenes Erlebnis nicht gab, wo jedes sofort ein Erlebnis der ganzen Stadt war, da gab es kein Verschweigen. Darum floh wohl auch Frau Janna Keltner immer wieder in die Großstadt, weil sie ihre Seele nicht so offen vor alle Menschen hinlegen wollte, daß man darauf herumtreten konnte, rücksichtslos, erbarmungslos.

War man hier auch so erbarmungslos?"

Alexander tippte sie sachte mit dem Finger an die Schulter. „He, Ria, gehörst du schon ganz den anderen?"

Sie lächelte und sagte: „Ich sehe mir die vielen Leute an und denke, daß jedes ein eigenes Schicksal hat."

Kaum merkliche Lachfältchen huschten um Alexanders

Digitized by Google

feingeschnittenen Mund. Ein rascher Blick flog über die Nächstsitzenden. Nein, die gaben nicht acht. So sagte er: „Ein eigenes Schicksal? Gewiß. Und doch — hier — du mußt dir da über die ganzen Tische hinüber und herüber ein großes Netz denken — meinetwegen ein Spinnennetz. Und die feinen Fäden davon gehen über alle. Über uns alle. Hin und her."

Sie sah ihn verständnislos an.

„Wieso?"

Er lachte. „Hier bei Papa — bei Klein-Roland — ist Treffpunkt — merk' dir das."

„Das finde ich begreiflich, dein Vater ist eine bedeutende Persönlichkeit."

„Schäfchen, kleines." Ihre Worte schienen ihn zu belustigen. Aber dann begütigte er. „Du hast recht, er ist eine der bedeutendsten Persönlichkeiten. Aber an der Spitze die mächtige Führerin der Menschen — die Liebe. Also, Schatz, merk' auf: der Treffpunkt der Liebe ist hier. Ja, schau' mich nur an. Das, was sonst nicht geht, was sonst schwer möglich ist, das geht hier. Soll ich dir die Fäden ein bißchen weisen? Dann sieh mal dort, die kleine Blonde mit den hungrigen Blauaugen, mit den blanken Raubtierzähnen, sie ist die Gattin des Besitzers eines der größten Warenhäuser. Ein ehemaliges Ladenkätzchen. Sie ist mit ihrem alten Herrn nicht zufrieden, dort der Herr neben ihr, ein bekannter Maler, ist ihr anscheinend lieber."

Maria legte Axel, unbekümmert um die Umgebung, für einen kurzen Moment die Hand auf den Mund. „Was geht mich das an?" Empörung lag in ihrem Blick.

Er lachte. Und als sie die Hand rasch wieder sinken ließ, fragte er leise: „Fürchtest du, deine Moral könnte dadurch schwankend werden?"

So sehr schlossen sich ihre Lider, daß ihre Augen nur

Digitized by Google

durch einen Spalt hindurch auf ihn sahen. „Nein. Aber es geht mich nichts an. Das hat jedes mit sich selbst auszumachen."

Da ergriff er ihre Hand und drückte sie. „Bravo. Du findest dich prächtig in das Stadtleben. Aber, Liebling," fügte er leiser hinzu, „du mußt nicht denken, daß nur Häßliches da um dich herum ist. Vieles ist sehr, sehr traurig. Komm." Sie standen auf und er führte sie in ein einsames Eckchen, von wo sie den ganzen Saal überblicken konnten. „Sieh, dort," setzte er dann seine begonnene Rede fort, „die Frau mit dem blassen Gesicht und den dunklen, unruhigen Augen —" er umspannte ihre Hand fester, die er wieder hielt und die gezuckt hatte — „nein, nur das, Maria, dann schweige ich über derartiges. Ich will dir ja kein Gewäsch sagen, nur, daß es auch solch Trauriges hier gibt. Du siehst die Frau, ja? Und neben ihr den Herrn mit dem schmalen Gesicht? Siehst du die beiden? Wollen wir das bloß Liebe nennen, was die für einander fühlen? Ich glaube, es wäre viel mehr, sie würden ineinander aufgehen, so tiefes Verständnis beseelt eines fürs andere."

Maria wurde aufmerksamer, sie blickte jetzt weicher und ihre Hand ließ sie nun ruhig in der seinen. Und jetzt fragte das Mädchen: „Sie sind verheiratet?"

„Er nicht. Sie."

„Und sie kann sich nicht scheiden lassen?"

„Können? Sie tut es nicht, denn es würde ihr nicht mehr viel nützen. Sie ist krank, schwer krank und hat nur noch eine kurze Lebenszeit vor sich."

Sie schwiegen beide und sahen zu der blassen Frau hin, die ihren Pelz enger um ihre Schultern schloß.

Marias Augen hatten jetzt einen anderen Ausdruck, gleichsam als wären sie sehender geworden.

Digitized by Google

Als dann der Hausherr nach vielem Umschmeicheln lächelnd ans Klavier trat und seine Hände über die Tasten glitten wie spielende Kinder, daß die Töne neckten und lachten und zuletzt stiller, gehaltener wurden, schwer und alles Spielerische verdrängend, da horchte Maria hin und wollte die Musik auf sich wirken lassen.

Gelang es ihr nicht? Hatte sie nicht mehr das tiefe Verständnis wie früher für Musik?

Sie horchte und horchte und wollte alles andere vergessen, aber es war ihr, als sähe sie über sich ein graues Netz, das spann sich über den ganzen Saal und ließ die Töne nicht richtig ausschwingen.

Marias Entlobung und Abreise aus dem Städtchen boten den Leuten einen neuen Redestoff.

Im Gassenspielerschen Haus ging nicht alles mehr wie sonst. Seit Maria fort war, zeigte sich der alte Gassenspieler mürrisch, verdrossen, und verspottete seinen Sohn, der nicht einmal so viel Macht besessen, solch ein sanftes Täubchen festzuhalten.

Nun konnten sie wieder allein das Geschäft fortführen. Ohne Frau. Und der alte Gassenspieler liebte die Frauen. Darum hatte er so sehr zu einer baldigen Hochzeit mit Maria gedrängt. Da wäre frisches Leben ins Haus gekommen. Nun war da keine Aussicht mehr.

Verärgert ging er herum, trieb mit seinem Spott den Sohn oft aus dem Haus, der alles ertrug, aber nur diesen Spott nicht hören konnte.

Bis dann mit einem Male der alte Herr wachsamere Augen bekam. Und er drückte sich oben am Fenster des ersten Stockes oft die Nase platt, wenn er dann wieder den Sohn heimkommen sah, wenn der im Zorn davon und den Fluß entlang gerannt war.

Digitized by Google

Große Augen machte der alte Herr, ganz naiv verwunderte, wenn er da an des Sohnes Seite eine kräftige Mädchengestalt gehen sah, in ärmlicher Kleidung, aber mit blühendem Gesicht und brennenden Lippen. Und dies Mädchen besaß einen Körper, der lockte.

Der alte Gassenspieler kannte das Mädchen gut; ihn verwunderte nur, daß es an des Sohnes Seite ging.

Das war so drei-, vier-, fünfmal nacheinander geschehen, und jedesmal war der Alte starr vor Staunen und durch seine Glieder lief allgemach ein seltsames Zucken.

Beim sechsten Male riß er sich Hut und Mantel vom Haken und rannte mit kleinen, behenden Schritten die Treppe hinunter, traf vor dem Haus seinen Sohn, auf dessen Stirne Unruhe und Spott saßen. Neben dem Sohn stand die schwarze Ruhla.

Julius wollte sich eben von dem Mädchen verabschieden, aber sein Vater sprach dazwischen. Und als Julius dann endlich Abschied nahm, da trippelte der alte Herr neben dem Mädchen fort.

Julius sah ihnen sekundenlang nach, und seine vollen Lippen zuckten in Unwillen und Hohn. Dann reckte sich der junge Gassenspieler und ging ins Haus.

Am Abend dieses Tages wußte Julius, daß die Ruhla ihre Sache gut verstand. Zwischen Essen und Trinken forderte der Alte vom Sohn, er solle endlich eine Frau ins Haus bringen. Ob er etwa schon eine im Sinn habe? fragte der Alte vorsichtig. Und als Julius verneinte, da äußerte der Vater seinen Wunsch, der einem Befehl gleichkam, er solle die Ruhla heiraten, und zwar bald. Der alte Gassenspieler wurde unwillig, als Julius seinen Wunsch nicht achtete.

Der Vater sah den Sohn aus seinen schwarzen Augen

Digitized by Google

funkelnd an und sprach kein Wort mehr. Aber er aß hastiger und ging dann rasch zu seinem Abendschoppen ins Gasthaus.

Und am zweitnächsten Tag hörte Julius eine Neuigkeit. Der Vater wollte die Ruhla heiraten.

Erst lachte Julius hell auf. „Sie nimmt dich ja nicht." Das Lachen klang frivol.

Dem Alten stieg das Blut ins Gesicht; seine schwarzen Augen nahmen einen stechenden Ausdruck an, als er kurz und fest sagte: „Sie nimmt mich. Verlaß dich drauf."

Da sah Julius ein, daß daran nichts mehr zu ändern sei. Und von diesem Tag an hatte er im Geschäft nicht mehr viel zu sagen; er beriet mit seinem Vater nur wenig Geschäftliches mehr, dem genügte jetzt sein eigener Wille. Und sagte ihm ein roter Mädchenmund Dinge, die der Sorge fürs Geschäft galten, so lächelte der Alte zufrieden.

Julius Gassenspieler der Ältere war wieder jung geworden. Unter seinem schlohweißen Haar glühten die Wangen, als wäre er ein junger, verliebter Narr.

Verstohlen sagten sich das die Leute. Und die Empörung der Bürger war groß, als sie erfuhren, durch wen der alte Gassenspieler wieder jung geworden war.

Julius, dem Jungen, galt das Bedauern der Leute. Man wollte wissen, wie er sich dazu verhielt. Aber er ließ sie reden und schwieg.

Die aber, um die sich das Gerede des Städtchens drehte, ging stolz und hochmütig durch die breiten Straßen, über den Stadtplatz.

Brigitte Ruhla ging allein oder mit dem alten Gassenspieler an den stummen Gaffern vorbei. Es war, als habe sie ein dickes Fell über die Ohren gezogen und höre darum die Schmähreden nicht, die um sie herum laut wurden und ihr galten.

Digitized by Google

Sie lachte spöttisch, wenn sie durch die Straßen schritt und ihr ein Bürgerstöchterlein entgegenkam. Da grüßte die Ruhla. Fröhlich, gelassen und selbstbewußt war ihr Gruß. Dann bekam solch ein Bürgerstöchterchen große Augen, erschrak förmlich über den Gruß — es entstand eine sekundenlange Pause — und dann kam der Gegengruß, rasch, damit er nur ja bald erledigt war. Aber es ging nicht anders, die Braut des alten Julius Gassenspieler mußte man grüßen.

Und wenn die Ruhla das große Geschäft mit den blanken Schaufenstern sah, da blitzte es in ihren Augen. Nun kam sie endlich heraus aus dem engen, kleinen, moderigen Laden von daheim. Ihr Bruder, der Konrad, der konnte lange warten, bis er es durch seinen Fleiß weiter brachte.

Die Ruhla duldete keine lange Verlobung. Sie wollte bald als Herrin in dem großen Geschäft stehen. Und dem alten Gassenspieler war es recht.

Gegen Weihnachten hin zog doch in Marias Herz so ein gewisses Sehnen. War es Heimweh? — Sie wußte nicht, welchem Drängen sie nachgeben sollte. Alexander wollte, daß sie in München bliebe, die Tante sagte nicht viel, aber Maria empfand: auch Tante Anna würde es gerne sehen, wenn sie die Nichte auch über die Feiertage behalten durfte, und von zu Hause schrieb die Mutter einen längeren Brief, darin wohl nicht so richtig von einem Nachhausekommen stand, und der doch mit jedem Wort kundgab, wie der Schwanenbergerin die Tochter fehlte.

„In der Großstadt," schrieb Frau Barbara, „scheint es Dir so zu gefallen, daß Du für uns gar keine Zeit mehr übrig hast. Es ist ja gut, wenn Du viel lernst, aber zu

Digitized by Google

viel ist in allen Dingen übel. Hier bei uns ist was Neues geschehen; ob es Dir des Hörens wert scheint, weiß ich nicht. Die schwarze Ruhla ist Frau Gassenspieler geworden; der alte hat sie geheiratet, und der junge ist fort. Der soll irgendwo eine gute Stelle angenommen haben, in einem großen Handelshaus, weil er ja doch früher, wie Du weißt, die Handelsakademie besucht hat. Er ist schon früher fort, obwohl es noch nicht nötig wäre. Der ist also auch nicht da. Und Du auch nicht. Gerade jetzt vor Weihnachten. Es ist so, als gingen alle fort aus unserer Stadt, die doch hergehören.

Der Vater hat viel mit dem Geschäft zu tun, weil er doch den Gehilfen weggegeben und nur mit den Lehrbuben arbeitet. Für mich hat niemand Zeit. Aber ich hab' viele Arbeit.

Mit dem Wunsch, daß es wenigstens Dir gut geht, grüßt Dich und den Alexander

Deine Mutter.

Und auch Ottchen läßt Dich grüßen."

Dem Brief lag eine kleine Summe Geldes als Weihnachtsgeschenk bei.

Ein wenig Weichheit überkam Maria beim Lesen des Briefes, und das Heimweh regte sich in ihr.

Sie sah der Mutter breite, schlichte Gestalt mit dem enganliegenden, noch schwarzen Scheitel, den hellen, strengen, wachsamen Augen — und dachte daran, wie wenig Liebe sie sich gegenseitig immer gezeigt hatten. Still sah sie auf den Brief, und es war ihr, als sähe die grollende Sehnsucht der Mutter zwischen den Zeilen hervor.

Maria sann nach. Ja, der Mutter rüstiges Schaffen war Liebe in ihrer Art gewesen. Und zu dem Leben in München hatte sie ihr auch zugestimmt, trotzdem sie selber wie

Digitized by Google

eingewurzelt in die Heimatstadt war. Maria empfand Dankbarkeit gegen die Mutter.

Als an diesem Tag Alexander Maria besuchte, sah sie ihn versonnen an. „Alexander, ich fahre heim."

Verblüfft blickte er sie an, legte sich wohl ihre Worte falsch zurecht. „Also so schnell willst du fort? Lockt dich deine erste Liebe heim?"

Sie schaute ihn befremdet an. „Du kannst dich auch taktlos benehmen," sagte sie und wollte an ihm vorbeigehen.

Er legte schnell einen Arm um ihren Nacken, beugte sich vor und sah ihr mit lachendem Blick in die strengen Augen. „Du verdirbst mir die schönsten Tage, weil du wie ein kleines Mädel Heimweh kriegst."

„Ich bleibe nur zwei Tage dort. Am Heiligen Abend und am ersten Feiertag."

Er gab sich zufrieden. „Gut. Ist recht. Und zum Fest am Sechsundzwanzigsten bist du wieder hier."

Er begleitete sie am Dreiundzwanzigsten zur Bahn. Auf dem Weg dahin kaufte Maria ein paar Kleinigkeiten für Ottli und die Eltern.

Gegen Abend kam sie im Städtchen an.

Ein weicher Ausdruck trat in ihre Züge, als sie den Weg vom Bahnhof heimschritt. Von weitem sah sie den Stadtturm aufragen, verwittert und grau. Da erschrak sie: kam dort nicht Julius daher? —

Da fiel ihr ein, er war ja doch nicht zu Hause. Und dies befreite sie.

Wer ihr begegnete, grüßte, und es schien ihr, als betrachteten sie alle neugierig. So manche hätte Maria gern gesagt: „Sieh, so ist es bei uns zugegangen; seit du fort bist, ist das und das geschehen." Maria merkte das recht gut, aber sie blieb nicht stehen. Was ging sie das alles an? — Darum war sie doch nicht heimgekommen.

Digitized by Google

Zu Hause lief sie gerade der Mutter in die Arme, als die eben in die Küche trat.

Frau Barbara stand still und sah die Tochter prüfend an. Erst als sie hörte, daß Maria nur kam, um das Christfest daheim zu feiern, verlor sich der fragende Ausdruck in ihrem Gesicht.

Maria wußte nicht, welche Freude sie durch ihr Kommen der Mutter gemacht hatte. Frau Barbara aber wußte nun, daß Maria doch auch das Elternhaus gerne wiedersah.

Aber auch Maria freute sich, gerade an diesen Tagen zu Hause zu sein. Sie schmückte am nächsten Tage, wie alle Jahre, auch diesmal den Weihnachtsbaum, und besorgte dann im letzten Augenblick noch ein paar Einkäufe. In den Geschäften würde man sie gewiß ausfragen. Aber Maria ging mit lächelnder Freundlichkeit über die Fragen hinweg. So kam sie ohne großen Ärger wieder heim.

Wohl eine Stunde vor der Bescherung klopfte es an die Wohnzimmertüre. Maria war mit Ottli allein im Zimmer und spielte mit dem Kind. Ein wenig unwillig über die Störung hob sie die Augen. Wer kam jetzt? Hatte eine ehemalige Schulfreundin erfahren, daß sie hier war, und kam nun aus Neugierde? — Eine Falte erschien zwischen Marias Augen.

Aber als die Türe geöffnet wurde, staunte Maria.

Frau Johanna Keltner trat ein.

„Was will die Frau so kurz vor der Bescherung von mir?" sann Maria.

Sie grüßten sich kurz.

Die Augen der Älteren flackerten wieder wie so oft unruhig. Die Mundwinkel zuckten wie in Erregung, aber die Lippen lachten. Sie fragte: „Haben Sie Sehnsucht nach

Digitized by Google

der Heimat empfunden, Fräulein Maria? Oder sieht das Christkindl in der Welt draußen nicht so schön aus wie daheim?"

Maria hörte in den Worten einen leisen Spott. „Vielleicht," antwortete sie. „Aber so ein ganz verflogener Vogel bin ich eben doch nicht, daß ich nicht einmal mehr die Richtung finde, von wo ich herstamme."

Die Augen Frau Jannas forschten. „Wie steht es? Sie sehen blaß aus. Ein klein wenig bleich. Und großäugig. Wovon kommt das? Dort sieht wohl das Bürgerliche Gesetzbuch anders aus, als hier in der Biedermannsstadt, und hat Sie das so angegriffen?"

„Nein. Ich weiß nur, daß es viele Schicksale gibt," entgegnete Maria.

„So. Das wissen Sie nun? Und vielleicht auch, daß man sich so ein Schicksal selbst zurechtrücken kann. So wie man's will, so wie man's braucht. Bis jetzt haben Sie Ihren Weg gut gemacht." Dann sprang Frau Janna rasch auf etwas anderes über. „Und der Verlobte? Ist der zufrieden, daß die Braut heimgereist ist?"

Maria lächelte, und Otti rief: „Maria fährt ja morgen wieder fort."

Die Augen Frau Jannas wurden lebhafter.

„Ist's wahr? Sie reisen wieder ab?"

„Ja."

„Und dann?" Solch jagende, stürmische Lebenslust bewegte die nervöse Frau, daß Maria lächelnd erwiderte: „Ein Fest am Stephanustag mit der üblichen Bescherung und vielem Flimmer soll es werden."

„Bei Inghers?"

„Ja."

Die dunklen Augen Frau Jannas flackerten. Dann überlegte sie. „Am Stephanustag — also übermorgen?

Digitized by Google

Ich komme mit." Das klang fröhlich jubelnd. Maria erwiderte nichts. Ihr war der Gedanke unlieb. Was würde Alex sagen?

Aber Frau Janna zerstreute die Bedenken. „Bei Inghers ist's auch recht, wenn ich erst spät eingeladen werde. Dafür ist die Bekanntschaft alt genug."

Maria war ein wenig verstimmt, aber sie mochte nicht abweisend sein. Frau Janna verabschiedete sich bald.

Dann kamen die Vorbereitungen zur Weihnachtsbescherung.

Maria freute sich und half der Mutter mit Handreichungen. Vater Schwanenberger und Frau Barbara waren froh, daß da neben dem Spätling die große Tochter saß. Und die Brummigkeit der beiden Eheleute verlor sich.

Am nächsten Tag fuhr Maria wieder nach München zurück. Frau Janna saß neben ihr, lachend und überlegen.

Frau Janna Keltner bekam die Einladung zum Fest sofort. Sie hatte recht gehabt.

Die Anordnung des Festes hatte Alexander ausgedacht. Maria freute sich darüber, als sie am Stephanusabend in dem großen Saal stand.

Vom Baum halb verborgen stand ein großer Tisch, auf dem für jedes der Anwesenden ein Geschenk lag. Und dabei war eine besondere Überraschung. Dort lagen die Geschenke mit den Namen der Empfänger, doch die Namen der Geber wurden verschwiegen. Mochte jedes selbst erraten, wer sein Christkind war.

Maria hatte für Alexander ein kleines Geschenk erworben, das als Zigarettenbehälter für das Rauchtischchen diente.

Bei der Bescherung stand sie still dabei und beobachtete. Sie sah die froh erregten, erwartungsvollen Gesichter,

Digitized by Google

dort und da ein verschmitztes Lächeln, und es war ihr, als sähe sie die versponnenen Fäden hin und her gehen, nur waren sie heute wie von einem goldenen Schimmer überhaucht.

Maria fand an ihrem Platz neben ein paar anderen Geschenken zwei schöne kleine Figuren. Sie wußte sogleich, dies Geschenk stammte von Alexander. Denn die Statuetten hatte sie vor kurzem mit ihm in einer Ausstellung gesehen und war davon entzückt gewesen.

Die Figuren waren betitelt: „Sehnsucht" und „Am Ziel". Zwei Frauengestalten, die erste mit wundersam aufgelöstem Gesichtsausdruck, mit Augen, die ins Weite sahen, die Gestalt gedehnt, die Lippen kaum merklich geöffnet.

Und die zweite Gestalt mit trüben Gesichtszügen, mit Augen, die sahen, als sei alles Leben in ihnen erloschen. Als gäbe es für die Frau keine Erwartung mehr.

Maria hielt in ihrer Rechten die Figur „Am Ziel". Sinnend hing ihr Blick daran. Und das Schauen auf dieses Lebensbild bewegte ihre Seele schmerzlich.

„Wer so weit wäre," sagte da eine sehnsüchtige Frauenstimme neben Maria.

Die sah auf. Die zarte Frau stand neben ihr, von der ihr Alexander vor kurzem erzählt hatte.

„Wer doch so weit wäre," wiederholte da die Frau schmerzverloren.

Und ehe Maria antworten konnte, sagte eine Stimme daneben: „So wie die? Nein. Da lob' ich mir die andere." Ein wenig spöttisch wies Frau Janna auf die Gestalt der „Sehnsucht".

„Wenn man aber nicht mehr die Kraft zum Weiterstreben hat?" Die stille Frauenstimme klang leise und müde. „Dann ist vielleicht das Ziel das beste."

Digitized by Google

Frau Janna rief: „Das ist närrisch. Der Künstler hat etwas vergessen. Das Genießen.“

Leise sagte die zarte Frau: „Wenn man's vermag.“

Maria schwieg.

Da trat Alexander heran. „Sie haben recht, Frau Janna. Nur mit dem Einwurf: es darf kein banales Genießen sein.“

Maria erschrak. Sie blickte Alexander an. „Dir gefallen diese Werke doch auch, Alex.“

„Gewiß! Hübsch sind die beiden Dinger gemacht. Und sie gefielen dir. Aber wenn die eine zu zart, zu viel erwartend ins Leben blickt, so ist die andere zu hart, zu abweisend. Zum wirklichen Genießen kommt keine von beiden. Die eine hält sich atemlos vor Sehnsucht und kann darum zu keinem rechten Glück kommen und die andere stimmt die Menschen verdrießlich.“

Maria sann still vor sich hin. Frau Janna lächelte zufrieden. „Ja, drum ‚Genießen‘. Und banal? — Was ist nicht banal?“

Maria störten diese Worte, ihre Stirne furchte sich. Sie hüllte, als wollte sie nicht mehr darüber sprechen, die beiden Statuetten in ein Papier, nahm das Paket und trug es weg.

Alexander folgte ihr. Und wie sie da saß, ihr helles Seidenkleid mit dem schmalen Fehbesatz vom Lichterglanz des Baumes umleuchtet, ihr Haar in silbernen Wellen zu fließen schien, da fühlte sich Alexanders künstlerischer Sinn belebt.

Er lächelte ihr zu, die noch sinnend vor sich hinsah, und sagte: „Siehst du, nun bin auch ich im Genießen. Im Genießen meiner Kunst.“

Und seine braunen Augen lachten ihr die leichte Entfremdung fort, die sie vorhin empfunden. Frau Janna

Digitized by Google

kam bloß ab und zu herbei, sie schien fröhlich und heiter.

Monate flogen dahin. Alexander arbeitete und Erfolge blühten ihm. Seine Entwürfe gefielen, und er erhielt für verschiedene seiner Pläne Aufträge. Das fachte in ihm die Lebensfreude an.

Zwischen eifriger Arbeit kamen dann Tage des Zusammenseins mit Maria. Stunden, die für ihn ein neuer Ansporn waren, für sie voll tiefer Freude über ihn und voll Stolz über sein Können.

Doch konnten sie sich jetzt nur selten sehen. Alexander hatte wenig freie Zeit, Maria aber schuf sich einen kleinen Reichtum an Wissen. Sie las bis in die Nächte hinein, besuchte viele Ausstellungen, zuweilen mit Alex, zuweilen mit Tante Bernhardine, sie besuchte Vorträge und lernte eifrig. Und aus einem Grund wurde der Groll in ihr gegen die Kleinstadt nicht stille: daß sie dort nur eine Vorbildung erhalten hatte, die ihr das Hören von Hochschulvorträgen verwehrte.

Der Mutter spärliche Briefe brachten Maria die Neuigkeiten der Heimatstadt. Das Geschäft ginge gerade so, daß man sich halbwegs halten konnte, und für Maria mit Mühe ein wenig für die Aussteuer beiseitegelegt werden konnte; der frühere gute Geschäftsgang sei vorüber. Die Apotheke aber ginge prächtig. Und die Frau Apotheker lebe eigentlich nur auf Besuch in der Stadt, die wäre immer wer weiß wo.

Maria lächelte. Sie wußte, wo Frau Janna Keltner lebte, denn seit dem Stephanustag kam sie öfter nach München und besuchte die Gesellschaften bei Roland Ingher. Oft bewegte sich Frau Janna auch in anderen Kreisen, die Maria nicht aufsuchte.

Digitized by Google

„Wie eine Motte, die ums Licht fliegt, ist diese Frau," sagte Maria einmal zu Alexander.

„Der Vergleich stimmt nur halb. Eine Motte verbrennt sich schließlich. Sie aber nicht. Sie ist zu klug dazu."

Maria konnte solche Rastlosigkeit nicht recht begreifen; das taumelnde Verlangen, das die Frau von einer Zerstreuung in die andere trieb.

Alexander verbarg ein Lächeln, legte den Arm um Marias Schulter, beugte sich vor und sah dem Mädchen in die Augen. „Hat doch auch mein Mädelchen nicht Ruh' gehabt zwischen den grauen Mauern daheim. Hat sich doch auch ans Licht gesehnt."

Erschrocken horchte Maria. Als er schwieg, seine Rede nicht fortsetzte, da fragte sie: „Ich bin dann wohl eine Motte, die sich verbrennen kann?"

Er wehrte ab, lachte leise. „Wie eine Motte bist du nicht, eher wie ein schönes Vögelchen."

„Aber eines, das sich die Schwingen verbrennen kann, meinst du?"

Er zuckte die Schultern. „Das weiß ich nicht. Jedenfalls kannst du dir an Frau Janna ein Beispiel nehmen."

Atemlos still blieb sie und in ihre Augen trat ein fragender Ausdruck. Sie fühlte es und vermied, Alexander anzusehen. Er sollte nicht die große Enttäuschung bemerken, die er ihr gebracht. Ein starkes Widerstreben erwachte in ihr. Nein, so wie Frau Janna wollte sie nie werden.

Auch Inghers Eltern beschäftigten sich seit kurzem eingehender mit Maria und zogen sie enger in ihren sorglos fröhlichen Kreis.

Es war an einem Nachmittag bei Inghers beim Tee. Diesmal war ausnahmsweise kein anderer Besuch da.

Roland Ingher wandelte heute die Laune an, Maria

Digitized by Google

zum Klavierspielen zu veranlassen. Das hatte er trotz Alexanders damaliger Bitte bisher nie getan. Verworrene Erregung beunruhigte Maria. Frohes Erstaunen und Bangen wegen ihres Spieles, das den großen Künstler doch nicht befriedigen konnte.

Würde sie nun doch in diesem Hause heimischer, vertrauter werden als bisher? fragte sie sich.

Dann spielte sie. Und es war wie ein leiser Dank in ihr und der floß in ihr Spiel, daß es erst weich und zart klang wie ein Dankgebet und sich dann hob in tiefem Gefühl. Es waren wohl viele Fehler im Spiel, Maria wußte es, und dennoch spielte sie freudig weiter.

Frau Mela saß beim Tisch und hörte aufmerksam zu. In ihrem stark gepuderten Gesicht lag ein Ausdruck, als wäre sie die beste Musikkennerin.

Alexander saß neben der Mutter und beobachtete aufmerksam Maria.

Roland Ingher saß abseits, weit zurückgelehnt in einen Armstuhl. Er achtete nicht auf die Seinen, er hörte nur auf das Spiel. Hinter seiner Stirne schienen die Gedanken zu gehen. Lange regte sich keine Muskel in Klein-Rolands Gesicht. Aber als das Spiel weicher und verträumter klang, bewegten sich seine vollen Lippen und hoben sich in leisem Spott.

Maria spielte weiter. Da stand Roland Ingher auf und ging mit kurzen Schritten im Raum hin und her.

Frau Mela betrachtete ihn besorgt. Nun kam er wohl wieder in Unmut? Da war es dann gar nicht gemütlich mit ihm.

Eine Falte erschien auf der Stirne des kleinen Mannes, und seine kleinen Schritte klangen dumpf auf dem Teppich.

Als Maria kaum geendet hatte, blieb er hinter ihrem

Digitized by Google

Sessel stehen. „Da ist die Empfindung mit Ihnen durchgebrannt, Kind," sagte er. „Solch ein Spiel! Das würde ein jahrelanges Sichplagen kosten für Meister und Schüler, bis das alles in ein rechtes Geleise käme. Wie hieß doch Ihr Lehrer? On — In — ach ja, richtig, Undegger. Na, das vorhin war ganz Undegger. Unverfälscht."

Sein Lachen voll Spott schlug an Marias Herz; sie fühlte sich verletzt, trotz der Anerkennung Roland Inghers. Vor ihren Augen sah sie Franz Undegger, den verträumten Mann. Solch ein böses, abfälliges Urteil verdiente der nicht.

Alexander bemerkte, daß Maria verstimmt war. Er trat zu ihr, strich ihr über das seidige Haar. „Nicht solche Augen machen, Kind. Weißt du, wie du vorhin aussahst während des Spiels? — Wie das kleine Meisterwerk ‚Die Sehnsucht', das ich dir zu Weihnachten gab."

„Und das dir nicht gefiel," sagte Maria.

„Das hab' ich nie gesagt. Nur ein bißchen zu viel Sehnsucht ist im Ausdruck der Gestalt, ein Zuviel, das im Leben enttäuscht werden muß."

Roland Ingher schienen des Sohnes Worte zu befriedigen. Er verlor seinen spöttischen Ton und sagte wohlwollend: „Aber Maria ist ja doch vernünftig, Xandl. Hab' keine Angst."

Und als Maria verwundert aufschaute, sprach er weiter: „Ich hätte das gar nicht vermutet. Halten Sie sich nur an Frau Keltner, das ist ein guter Umgang für Sie. Mich freut es, daß ihr euch kennt, und ich hätte es gar nicht von Ihnen gedacht, daß diese Frau zu Ihren Bekannten gehört."

Auch Frau Mela rührte sich. „Gewiß. Der Bub hat Sie wohl besser gekannt als wir."

Fröhliches Lachen erklang, und Roland Ingher sagte:

Digitized by Google

„Der Bub hat wahrhaftig wieder einmal Glück gehabt. Nett ist es, daß Sie gerade diese Frau wieder bei uns einführen und daß Sie so gar nicht eifersüchtig sind. Drollig ist es eigentlich doch, Xandl, daß dein jetziger Schatz dir deine frühere Liebe wieder ins Haus bringt."

Maria saß da und rührte sich nicht. Sie ward blaß, und in ihre Augen trat ein Ausdruck tiefen Schreckens. Axel und Frau Janna! War das möglich? —

In Alexander schoß ein Unwille gegen seinen Vater auf. Der alte Herr benahm sich doch ganz unglaublich. Was wußte der von Marias Wesensart.

Maria hatte mit einemmal jede Vertrautheit mit allen verloren. Abweisende Kälte lag in ihrem Blick. So war es. Wegen Frau Janna nahm man sie hier freundlicher auf als früher. Dadurch hatte sie bei den Eltern Alexanders gewonnen?

Und Alexander? Nie hatte Maria ihn um eine frühere Liebe gefragt, so kleinlich war sie nicht, daß sie von ihm, der in der Großstadt lebte, vermutet hatte, er hätte nur sie zuerst geliebt.

Aber mit Frau Janna? — Wie konnte Alexander mit dieser unbeständigen Frau glücklich gewesen sein?

Maria ging, von Alexander begleitet, bald heimwärts. So nebenbei fragte sie plötzlich: „Wodurch seid ihr eigentlich auseinandergekommen?"

„Wen meinst du? Meinst du mich und Frau Janna? Fräulein Janna damals noch. Auseinandergekommen? Durch nichts. So wie man sich eben in der Großstadt findet und wieder verliert."

„Und dir ist es nicht unangenehm, sie nun wieder in eurem Hause zu sehen?"

„Nein. Das war einmal und ist nun vorbei. Wir geben uns darüberhin fröhlich die Hand."

Digitized by Google

Als Maria dann allein in ihrem Zimmer bei Tante Anna stand, sah sie vor sich in dem schon dunklen Raum die beiden Statuetten schimmern. Die „Sehnsucht" und „Am Ziel".

Und es war ihr, als stünde zwischen beiden noch eine andere, mit bacchantisch zurückgeworfenem Kopf, mit lockenden Bewegungen und Weinlaub im Haar. Das „Genießen!" Und darüberhin reichten sich zwei die Hände: Frau Janna und Alexander.

Ja, darin hatten sie sich wohl gefunden und verstanden — im fröhlichen Genießen. Und Maria rang mühsam die bittere Enttäuschung nieder, die ihr das Wissen von dieser Liebe gebracht.

Frau Barbara schrieb wieder einmal an ihre Tochter: „Julius ist noch immer fort. Er soll noch in der guten Stellung sein. Und dem alten Gassenspieler geht es gut. Die Ruhla steht dem Geschäft vor und ist hochmütig geworden. Schade um das schöne Geschäft."

Maria fand jetzt wenig Zeit, solchen Briefen lange nachzusinnen. Man lebte im Fasching, und sie wollte nicht als Kleinstadtpflanze daneben stehen, als könnte sie sich in die Lebensweise dieser übermütigen Gesellschaften nicht fügen.

Ein paar Bälle und mehrere Gesellschaftsabende hatte sie mitgemacht, dann aber kam über sie eine schwere innere Müdigkeit. Auf ihren Schönheitsinn hatten in dieser tollen Zeit viele häßliche Zerrbilder abstoßend gewirkt, und des Mädchens stillträumerische Natur wehrte sich dagegen, noch weiter mitzutun. Maria, die auch die spärlichen Bälle in der Heimat nur selten besucht hatte, vermißte nun die Ruhe doppelt. Sie begriff wohl, daß man ob des Hastens und Drängens in der Großstadt

Digitized by Google

fröhliche Zerstreuung brauchte, aber durch solch ein rastloses, tolles Leben mußte doch die Seele matt werden und träge.

Sie sagte das auch einmal Alexander, der von einer Gesellschaft in die andere ging, gleich als träte er nur von einem Zimmer ins andere. Bei Maria war er heiter, übermäßig fröhlich sogar; seine Fröhlichkeit störte Maria. „Du wirst deine besten Kräfte verlieren, die du brauchst für deine Kunst," sagte sie.

Er sah sie schweigend an. In plötzlicher Aufwallung schloß er ihr Gesicht in seine Hände. „Soll ich meine Seelenhüterin festhalten, daß mir meine Kunst nicht davonläuft? Du läßt mich ja auch bei den Gesellschaften schmählich im Stich."

Sie lächelte müde. „Liebster, du triffst ja so viele Bekannte an solchen Abenden, daß du mich dabei nicht brauchst, ja, du vergißt mich fast darüber."

Er lachte, mochte ihr aber nicht widersprechen, denn sie hatte recht. Aber er redete sich in einen jähen Eifer und wollte die Hochzeit in kurzer Frist festsetzen.

Maria sann ernst nach. Sie wußte, ihre Eltern sahen wegen der Aussteuer eine zu baldige Hochzeit nicht gerne. Dazu sollte erst noch gespart werden. Aber dann sah Maria in Alexanders Augen, und da wachte die Freude wieder in ihr auf, ihren Lebensweg neben dem geistvollen, frohsinnigen Menschen gehen zu können. Und Alexanders Begeisterung lohte mit alter Kraft auf.

Sie wanderten miteinander zu den alten Inghers und wollten von der baldigen Hochzeit sprechen. Maria ging nicht mehr gern zu Rolands Eltern, seit sie erfahren, daß man sie dort mehr schätzte, nachdem sie Frau Keltner wieder in das Haus geführt. Aber sie erfüllte Alexanders Wunsch.

Digitized by Google

Mit kalter Überlegung nahm man ihr im Hause Ingher die reine Freude. Vorsichtige Berechnung und kühle Vernunft herrschten dort.

Alexanders Eltern zeigten sich verblüfft über das Vorhaben der zwei jungen Menschen.

„Um Himmels willen, mach doch keinen Unsinn, Xandl," klagte Frau Mela.

Und Roland Ingher betrachtete wieder einmal seine Hände, nachdem er flüchtig Maria angesehen hatte; dann blickte er Alexander erstaunt an. „Das kann bös ausfallen, Xandl. Ihr kennt euch ja noch viel zu wenig." Er sah auf und bemerkte die Blässe in Marias Gesicht. Da sagte er beschwichtigend: „Das gilt auch für Sie, Fräulein Maria. Besonders für Sie! Sie kennen den Xandl noch viel zu wenig."

Maria fühlte sich in diesem Raum noch fremder als sonst. Eine Kühle ging von den beiden Menschen hier aus, dem kleinen Musiker mit dem pechschwarzen Haar und der rundlichen Frau mit den seelenlosen Augen.

Was hatte der kleine Mann gesagt? Sie kannte Alex noch viel zu wenig? War das richtig? —

Sie sah Alexander an, der schweigend, wartend und ein wenig unwillig dastand, und ihr war, als verliere er in diesem Raum die Zugehörigkeit zu ihr. In diesem Raum, in dem sie sich so bedrückt fühlte, in dem die fremden Leute lebten, die seine Eltern waren.

Gutmütig dachte Maria: „Roland Inghers Kunst ist kalt; Alex ist anders; Vater und Sohn sind einander nicht gleich."

Aber da sie nun wieder ihren Verlobten beobachtete und er nur belanglose Worte fand, da ward sie müde.

Alexander dachte: „Wie wird sich Maria nun benehmen? Was wird sie erwidern?" Und nach einer Weile

Digitized by Google

dachte er: „Warum schweigt sie? — Warum lacht sie meinem Alten nicht ins Gesicht mit ihren strahlenden Augen und sagt: ‚Ich kenn' ihn gut genug und nehm' ihn so, wie er ist'? Warum ist sie so schwerfällig?"

Aber Maria erhob sich, sprach ein paar kurze, kühle Worte und ging. In diesem Raum mochte sie mit Alexander nicht mehr reden, das sollte draußen geschehen, wenn sie allein waren, wenn sie jetzt mit ihm durch die Straßen gehen würde, heim zur Tante.

Nun wurde Alexander trotzig. Warum sprach sie nicht? Frisch und frei?

Da ließ er sie allein gehen.

Als sie auf der Straße war, trat er ans Fenster und sah hinunter.

Aus der Tiefe des Zimmers rief Frau Mela: „Hochmütig ist sie. Als wär' es für uns eine Gnade, sie bei uns aufnehmen zu dürfen."

Alexander hatte es gehört und erwiderte: „Angenehm war euer Benehmen nicht."

Frau Mela wollte auffahren, aber ihr Gatte winkte ab, zog die Brauen in die Höhe und sagte verärgert: „Daß du so dumm sein kannst, Xandl!"

Alexander stand am Fenster und drückte seine heiße Stirne gegen die kühle Scheibe. Er sah Marias stolz abweisendes Gesicht vor sich und nochmals glaubte er seinen Vater sagen zu hören: „Wie du nur so dumm sein kannst, Xandl!"

Über die festgefrorenen Straßen der Stadt ging Maria Schwanenberger. Auf ihr Herz war es wie Reif gefallen, das darunter fror.

Tagelang sahen sie sich nicht. Und dann, als Alexander eines Tages Maria in der Nähe der Akademie warten sah, wo er zu tun gehabt, freute er sich. Er vergaß all

Digitized by Google

den Groll, all die Empfindlichkeit, die er ob ihres kühlen Benehmens letzthin gehabt, und lief eilig neben ihr hin. „Es sieht aus, als hättest du auf mich gewartet?“ fragte er; er wußte es ja und wollte geschmeichelt sein.

Sie tat ihm den Gefallen und bejahte seine Frage. Da plauderte er glücklich, sprach von seiner Arbeit, von früheren Plänen, die sich nun verwirklichten.

Maria hörte ihm still zu und freute sich. Sie war hellhörig. „Hast du wieder neue Pläne?“ fragte sie.

Da schwieg er, sah sie sinnend an und schaute weg. Dann schob er seinen Arm unter den ihren. Und fast verzagt klagte er: „In mir ist jetzt ein toller Wirbel, Maria.“

Er sprach wieder davon, bald Hochzeit zu feiern.

Aber nun wollte Maria noch nicht. Stolz und Trotz verwehrten es ihr und dabei empfand sie auch: vielleicht drängte er nur in einer Laune, die ihn überkommen.

Da riet sie nun selbst, noch zu warten, da sie noch lernen wollte, und weil es auch ihren Eltern so lieber wäre.

Der Fasching ging vorüber und die ersten Knospen begannen aus Baum und Gesträuch hervorzulugen. Die Frühlingswinde jagten die letzten Schneewolken und der blaue Himmel wölbte sich über der Erde.

Still vergingen die Tage. Alexander mußte jetzt öfter verreisen. Dorthin, wo seine letzten Pläne zur Ausführung kommen sollten.

Einmal fuhr Maria mit, denn die Arbeitstätte lag nahe. Und sie wollte wieder einmal ein Werk vor Augen haben, das Alexander geschaffen.

Der Gedanke daran bewegte sie freudig.

Der Bau, zu dem Alexander und Maria fuhren, war im Herbst begonnen worden und weit gediehen.

Digitized by Google

Noch sah man nicht die volle Wirkung, aber Maria kannte den Plan und vermochte sich den Bau fertig vorzustellen.

Sie wartete auf Alexander, der sich im Bau mit Werkleuten besprach. Sie mußte lange harren. Endlich kam er.

Er redete in der letzten Zeit nicht allzuviel. Sie sah, von ihm unbeachtet, seine Augen an. Die schienen ihr trüber als früher. Sie mahnte: „Warum sprichst du nichts?"

Er blickte lächelnd auf. „Ich bin faul, Maria, träge."

Maria schien erstaunt. Alexander sprach nun mehr, wenn auch immer noch in träger Behaglichkeit.

Sie gingen durch die Stadt, blieben da und dort stehen, besahen sich dies und jenes. Es sah aus, als ob auch hier in der Stadt mit dem Frühling alles verändert worden sei.

Es dauerte eine Weile, bis es Zeit war, wieder auf den Bahnhof zu gehen. Der lag ein Stück außerhalb der Stadt. Und in der Bahnhofallee standen die Bäume in hellem, frischem Grün. Da und dort stand ein frühblühendes Bäumchen vor der Sonnenseite eines Hauses, und die weißen und rosenfarbenen Blüten leuchteten.

Marias Augen strahlten.

Wie das alles sproßte und blühte. Stumm sah sie vor sich hin und wandte sich dann Alexander zu. Seine Lider waren halb geschlossen, die Augen blinzelten nur. Sie drückte seinen Arm fester an sich. „Du — Axel!"

„Ja —? Gott, ich war so angenehm duselig und nun hast du mich aufgestört."

Entrüstet blickte sie ihn an: „Schlafen an einem solchen Tag —!"

Er sah von der Seite her auf sie, streckte sich und wurde lebhafter. Er sprach vielerlei, doch nur alltäglichen Kram.

Digitized by Google

Maria fragte: „Und dein Schaffen, Alex — wie ist's damit? Denkst du an Neues? Und an was?"

Sein Gesicht verlor den fröhlichen Ausdruck. Die Augen wurden dunkel, nicht in Leidenschaft — in Zorn, in schroffem Unwillen.

So hatte Maria ihn nie gesehen. Angst befiel sie. Und Mitleid. „Axel!" sagte sie nochmals, drängend, in bittender Güte.

Da trat ein spöttischer Zug in sein Gesicht. „Laut ‚Befehl' werde ich schaffen. Muß ich heute noch anfangen?"

Sie begriff diesen jähen Übergang seiner Stimmung nicht. Dann dachte sie: „Wie kann ich verlangen, daß er fortwährend im Schaffen ist."

Als sie im Zug saßen und beide eine Zeitlang geschwiegen hatten, legte sie ihre Hand auf die seine. In einer milden Regung sagte sie: „Raste dich aus, Alexander. Du hast recht. Ruhe wird dir gut tun."

Er sah sie an, hilflos und verdrossen. „Man kann gut rasten, wenn einem ohnehin das Vermögen zum Weiterschaffen fehlt."

Maria erschrak. Ihr klangen Alexanders Worte überreizt.

„Der Fasching wirkt in dir nach," sagte sie mit leisem Vorwurf.

Sein Zustand war ihr nicht klar.

„Vielleicht," sagte er ablehnend.

Dann schwiegen sie. Draußen flog die Landschaft an ihnen vorüber, aber sie achteten beide nicht darauf. Maria war tief bekümmert. Sein künstlerisches Schaffen war ihr große Freude gewesen. Was war mit ihm geschehen?

Nach einer Weile gewannen Weichheit und Güte Macht in ihr, und all das Trübe ging unter. Sie faßte nach Alexanders Hand und drückte sie. „Das wird alles wieder-

Digitized by Google

kommen, Axel, verliere doch den Mut nicht. Kein Künstler ist stetig im Schaffen."

Er wandte sich ihr zu. „Maria, du — warum bist du so gut?"

Sie sah ihn sorgend, weich lächelnd an. „Ich hab' recht, Alexander! Glaub es mir."

Er sah weg. „Ja, du hast recht."

Wieder gingen beider Gedanken eigene Wege. Erst zu Ende der Fahrt begann Alexander wieder zu sprechen.

Sie waren in München angekommen. Am Hauptbahnhof war ein endloses Gewirr. Sie wurden gedrängt, gestoßen.

„Grüß Gott, Herr Ingher!" Eine helle Frauenstimme war es gewesen.

Maria sah um sich. Aber ehe sie noch gewahren konnte, wer es sei, sagte Alexander neben ihr: „Du verzeihst. Für ein paar Minuten."

Sie waren in der langen Halle angekommen, und Maria schritt einer einsameren Ecke zu. Dort wartete sie. Sie sah von hier aus Alexander mit einer Dame. Nach einem flüchtigen Blick verließ Maria die Halle und wartete draußen vor dem Bahnhof. Es vergingen ein paar Minuten. Dann kam Alexander. „Ungeduldig geworden?" forschte er.

Sie zuckte die Schulter. „Ungeduldig? Nein. Aber es war für mich angenehmer, hier zu warten."

„Hast recht." Er sprach jetzt lebhafter.

Maria hörte ihm schweigend zu. Sie konnte ihm manchmal fast nicht folgen in seinem raschen Gedankengang. Um ihn abzulenken, fragte sie: „Wer war die Dame?"

„Frau Limander, die Besitzerin eines kleinen Jagdschlößchens, das ich gebaut habe."

Digitized by Google

Nun mußte er Maria mehr davon erzählen. Von dem Bau und der Besitzerin.

So kamen sie in lebhaftes Plaudern, das den stillen Tag beschloß. Marias Angst und Bedrücktheit verloren sich, ihre Bedenken, daß er nicht schaffen könne, zerstreuten sich, und sie grübelte nicht mehr darüber. Solchen Stimmungen unterliegt jeder Mensch einmal, sagte sie sich, und zumal ein Künstler.

Maria lernte mit doppeltem Eifer. Ihr Wissen mehrte sich mit ihrer Freude daran. Aber sie fragte Alexander nicht mehr über seine Tätigkeit. Das würde ihn nur quälen. Von selbst würde die Schaffenskraft wieder erwachen.

Der Sommer kam und die heißen Tage, an denen die Stadtleute ungeduldig und landsehnsüchtig werden. Auch Maria gewöhnte sich schwer an die drückende Luft und empfand nun zum erstenmal, wie wohltätig reine Landluft sein kann. Aber sie hielt aus. Zumal auch ihre Sprachlehrererin vorläufig noch hier blieb.

Alexander hatte jetzt mehr freie Zeit als im Winter. Die Familien, bei denen er verkehrte, und auch seine Eltern waren verreist. So kam er fast jeden Abend zu Maria, flüchtete auch zuweilen mit ihr in einen Vorort, um der Stadtluft zu entgehen.

An einem Regentag im Juli war Alexander zu Besuch bei Marias Tante. Sie saßen alle drei im dunklen Wohnzimmer. Alexander klagte: „Dies Wetter und die Luft machen einen toll."

„Es regnet aber doch," sagte Tante Anna ergeben. Sie war die Sommermonate in der Stadt nun schon gewöhnt.

„Das nennen Sie Regen? Sie sind wirklich bescheiden,"

Digitized by Google

erwiderte Alexander. „Und du, Maria, du lernst auch noch an solchen Tagen. Ich werd' dir nächstens eine Brille kaufen, so gelehrt bist du nun schon."

„Magst du das Lernen nicht?" fragte Maria lächelnd.

„Lern von mir aus so viel du willst. Aber daß du es jetzt zuwege bringst, begreif' ich nicht." Er stand auf, trat zum Fenster. „Das nennen Sie Regen, Tante Anna? Ob sich da wohl ein Spatz drin baden kann? Ich werd' aufpassen." Und er blickte aufmerksam hinaus.

Die Frauen lachten. Maria ging zu ihm ans Fenster. „So geduldig bist du sicher nicht, solange zu warten."

Er wandte sich um. „Gott sei Dank, daß du mich nicht ernstlich auf die Probe stellst. Aber weil ich vom Baden sprach, fällt mir ein —" er suchte in seiner Brusttasche, zog ein Kartenbild hervor und gab es Maria. „Da sieh mal! Kennst du dieses plätschernde Etwas? Na, wie ein Spatz sieht's gerade nicht aus." Er lachte. „Höchstens wie ein recht behäbiges Spatzenweibchen."

Maria besah das Bild. „Deine Mama?"

„Ja. Mama im Badekostüm. Sie muß sich sehr darin gefallen. Wie mein Altchen im Winter hier im Gesellschaftstrom plätschert, so plätschert sie jetzt im Seebad herum. Immerzu durch dick und dünn. Mama wird nie alt."

„Lies nur," sagte er, als ihm Maria die Karte zurückreichen wollte. Da las sie die kritzeligen Worte. „Lieber Xandl! Wie dick muß bei euch die Luft sein. Und was für ein Leben ist hier. Bin täglich am Strand. Papa blüht auf, und mir sagt man es auch. Von unseren Bekannten sind auch schon einige hier. Professor Jungwirth, die Dorm, der Justizrat und seit einer Woche auch Frau Limander. Viele Grüße, auch an die Nesthockerin Maria. Was ist's mit Dir? Wann kommst Du? — Es sind Leute

Digitized by Google

hier für glänzende Geschäftsverbindungen. Und man frägt schon nach Dir. Deine Mama." Und oben in der Ecke stand: „Klein-Roland."

Maria gab Alexander die Karte, sah ihn fragend an. „Und du?" forschte sie, als er auf ihre stumme Frage keine Antwort gab.

Er rekelte in seiner ungeduldigen Art die Schultern. „Auf vier bis sechs Wochen will ich hin."

Wie eine graue Welle huschte es vor Marias Blick. War diese Trennung nötig? Dann blieb sie ganz allein. Und er unter vielen.

Aber Maria wollte nicht schwerfällig sein. Sie verdrängte aus ihrem Herzen die Zagheit, überlegte vernünftig und wurde ruhig. Wie war es doch? Alexander arbeitete seit Monaten nicht; seine Nerven schienen überreizt; sie mußte klug sein und ihm die andere Umgebung, die Seeluft gönnen.

Sie empfand nun weder Zwiespalt noch Selbstsucht.

Alexander stand und sah sie ungewiß an. Er hatte erst ihre leichte Verdrossenheit und dann ihr Verständigwerden wohl bemerkt. Und wenn ihn erst ein unwilliger Ausbruch ihrerseits ungeduldig gemacht hätte, so begriff er nun ihr plötzliches Verständigwerden nicht.

Maria sah ihn an und sagte sich: „Er muß Ruhe haben, ein Frohsinn ist zerstört."

„Ob er die Ruhe in dem belebten Bad findet?" dachte sie. Aber es gab gewiß auch in jenem Ort stille, heimliche Fleckchen, wo niemand hinkam und wo er seine Gedanken sammeln konnte. „Wann fährst du?" fragte sie.

„In drei, vier Tagen."

Am vierten Tag reiste er ab. Maria begleitete ihn zur Bahn und sie sprachen viel miteinander.

Zum Abschied küßte Alexander Maria. „Halt' in der

Digitized by Google

herrlichen Jahreszeit jetzt keinen Sommerschlaf, hörst du?" Sie nickte. Ihr Blick umschleierte sich und ein fragender Ausdruck erschien in ihren Augen.

Sie ließen die Leute an sich vorüberhasten und standen für ein paar Sekunden allein.

Alexander fühlte sich seltsam bewegt, er küßte Maria nochmal. „Mein liebes Mädchen." Seine Stimme klang, als ob auch ihm die Tränen in der Kehle saßen. Aber er lachte fröhlich, nahm rasch Abschied und ging zum Wagen hin.

Als der Zug dahinfuhr, klein und kleiner werdend, da wandte sich Maria und ging durch die Halle zurück. Lässig und langsam schritt sie heimwärts; sie horchte in sich hinein — wie war es da doch? Ein kalter Schreck war in ihr, der da drinnen in der Seele eine Leere schuf, eine trostlose Vereinsamung. Sie hätte aufschreien mögen in hilflosem Weh — und wußte nicht warum. Nur das wußte sie: daß sie Alexander vermißte, so schwer, wie sie es doch nicht für möglich gehalten.

„In vier bis sechs Wochen kommt er wieder," sagte sie sich vor, mit lächelnder Güte, so wie man ein trauriges Kind tröstet.

Nun dehnten sich auch Maria die Tage in der Stadt endlos hin. Dazu kam, daß auch ihre Sprachlehrerin für kurze Zeit verreiste. Und Frau Barbara schrieb der Tochter, „die Tage wären so herrlich und rein bei ihnen daheim. Ob denn Maria auch jetzt in der Großstadt bleiben wolle. — Julius wäre auch nicht da", schrieb die Mutter zum Schluß.

Maria lächelte über diesen Nachsatz, aber insgeheim bestimmte es doch ihren Entschluß. So fuhr sie heim.

Die Sommertage in der alten Heimatstadt brachten Maria köstliche Ruhe. Sie blieb wenig in der Stadt und

Digitized by Google

wanderte meist ins Freie. Oft schritt sie den hellen Weg entlang, der zu dem Schlößchen führte, das Alexander erbaut hatte. Sie setzte sich auf die Bank an der Stelle, wo sie ihn kennen gelernt.

Dort saß sie still, sah träumend zu den Türmchen hin, die zuweilen in feinem Dunst lagen.

Und Maria erlebte stille Weihetage.

Frau Janna schloß sich Maria ein paarmal an. Aber die ruhelose Frau wirkte quälend auf Maria. Sie fragte beständig und schwatzte endlos. Und schwieg sie einmal, so fühlte Maria auch ohne Worte, daß die Frau neben ihr voll Rastlosigkeit war.

Die Lehrbücher, die sie mitgebracht, nahm Maria jetzt nur selten zur Hand. Auch für sie sollten diese Wochen der körperlichen und seelischen Erholung dienen.

Von Alexander kam ab und zu eine Karte. Er war erfreut, daß auch Maria nicht in München geblieben war. Meist schrieb er nur ein paar fröhliche, rasch hingeworfene Sätze, die bald gelesen waren.

Wenn Maria über die Kürze dieser Worte unmutig werden wollte, rügte sie sich selbst; er sollte diese Wochen sich allein gehören, dann kam er gewiß mit neuem Schaffensmut zurück.

Frau Janna war wieder einmal verreist. Man gewöhnte sich so nach und nach an die Eigenheiten dieser Frau, obwohl man sie noch immer verwundert ansah.

Vierzehn Tage blieb Frau Keltner fort. Und da sie heimgekommen war, schloß sie sich an einem der nächsten Tage Maria zu einem Spaziergang an. Es war Ende August, gegen Abend. Die Schwüle des Tages lastete noch über Äckern und Wiesen.

Frau Janna schien heute ein wenig ruhiger als sonst zu sein und erzählte in ihrer leichten, raschen Art. Ab und

Digitized by Google

zu flog ein Blick über ihre junge Gefährtin, staunend, lächelnd, wissend, überlegen. Ein wenig Vergnügtheit klang im Ton ihrer Stimme mit, als sie sagte: „Neugierig sind Sie aber nicht ein bißchen, Fräulein Maria. Sie fragen gar nicht, wo ich gewesen bin."

„Wozu soll ich fragen? Was ich wissen kann, werd' ich auch so erfahren."

Frau Janna lachte. „Schau, schau! Ich war an der See. Jetzt sind Sie doch neugierig? — Ich habe auch Ingher gesehen. Er hat sich recht gut unterhalten."

Maria wandte sich der Frau zu. „Sieht er frischer aus, nicht mehr abgespannt?"

„Gar nicht."

„Darüber bin ich froh."

Maria sah nicht den verwunderten, fast verdutzten Blick Frau Jannas, die nach einer Weile fragte: „Kennen Sie Frau Limander?"

Maria sann nach. „Limander? — Ja. Für ihr Haus hat Alexander die Pläne entworfen. Persönlich kenne ich sie nicht."

„Sie war in Inghers Gesellschaft."

Was wollte Frau Janna? Sie eifersüchtig stimmen? Ihr erschien Eifersucht fremd und unwürdig. Und von dieser Frau, die mit sich selber so uneinig war, mußte es gefährlich sein, sich beeinflussen zu lassen. Marias Stimme klang frei, als sie fragte: „Ja, und?"

Spott schien über Frau Jannas Gesicht zu huschen. Sie bemerkte die herausfordernde Haltung des Mädchens, dann legte sie Maria die Hand auf die Schulter. „Kind," sagte sie gutmütig, „ich gebe Ihnen einen Rat: seien Sie klug. Ich glaube, jetzt ist die Zeit für Sie gekommen, wo Sie klug sein müssen. Vernünftig. Und ein bißchen kühler im Herzen. Das darf nicht so in

Digitized by Google

Flammen stehen wie jetzt. Vergessen Sie nicht, was ich Ihnen gesagt habe."

Maria sah sinnend vor sich hin. Unwillig dachte sie: „Was will die Frau?" Schweigen war richtig. Die würde schon reden.

Aber Frau Janna sprach nichts mehr darüber und plauderte harmlos weiter.

Die Worte Frau Jannas hatten doch einen Mißklang in die schönen Tage gebracht. Maria empfand einen Groll, den sie sich nur mühsam zuweilen von der Seele schaffen konnte. Von nun an mied sie die Frau Janna noch mehr.

Frau Barbara betrachtete ihre Tochter manchmal verwundert. Maria schien ihr so verändert. Und sie dachte im stillen allerlei darüber und ließ ihre heimlichen Wünsche spielen.

Einmal fragte sie geradeswegs mit schwer zurückgehaltener Wißbegierde: „Magst ihn nimmer, den Alexander?"

Verblüfft schaute Maria die Mutter an. Da sah sie die Erwartung in ihren Mienen und sie mußte lächeln. „Doch," sagte sie fest und bemerkte wohl, wie die Mutter enttäuscht war.

Ihr aber gab die einfache Antwort die Ruhe wieder und ein großer Teil des Grolles quälte sie nicht mehr.

An einem Regentage suchte Maria Franz Undegger auf, ihren alten Lehrer. Der freute sich, als er die ehemalige Schülerin sah. Aber er fragte wenig. Sie musizierten eine Weile miteinander, und nur als Maria Abschied nahm, sah er ihr beim Händegeben forschend in die Augen. „Fräulein Maria? Bewährt sich Ihr Glaube?"

Sie wollte fröhlich „ja" sagen, da hielt sie etwas unklar Empfundenes zurück. „Ich hoffe es," sagte sie dann

Digitized by Google

leise, und in ihre Augen trat dabei ein bang fragender Ausdruck.

Von Alexander kam einmal ein Brief. Er schien Maria sprunghaft; doch die alte Fröhlichkeit lag darin. Einmal erhielt sie eine Karte, mit vielen Namen unterschrieben, darunter Maria außer den Inghers nur den Namen Limander kannte.

Der Sommer ging zu Ende. Die Tage waren noch schön, aber ab und zu fegte ein Sturm über die Lande.

Maria wartete. Nun mußte Alexander bald schreiben, wann er wieder nach München zurückkehrte.

Aber Tag um Tag verging, und sie hörte nichts von ihm. Und ob der Freude, ihn wiedersehen zu können, wurde Maria ungeduldig.

Bis eines Tages ein Brief von Tante Anna eintraf. „Ob denn die Nichte nun zu Hause bleiben, nicht wieder zu ihr kommen wolle? Alexander wäre doch auch schon da, sie hätte ihn unlängst gesehen."

Da wurde es still in Maria, die erwartende Freude rührte sich nicht. Warum schwieg Alexander?

Nach zwei Tagen kam eine Karte von ihm. „Bin schon zehn Tage hier. Wann kommst du denn? Gruß! Alexander."

Nach zehn Tagen! Sie empfand eine große Enttäuschung. Sie wollte weinen, nahm sich aber dann doch zusammen. Er hatte sicher in der Stadt vieles zu tun gehabt. Nein, kleinlich durfte sie nicht sein.

Am zweitnächsten Tag fuhr auch sie wieder nach München. Von dort aus schrieb sie ihm nur: „Auch ich bin hier." Sonst nichts. Marias Stolz war wieder wach geworden, der keinem allzu schöne Augen machte, keinem nachlief.

Digitized by Google

Er kam am nächsten Tag, nachdem sie ihm die Karte gesandt hatte.

Nun war alles wieder Leben an ihm; Müdigkeit und Verdrossenheit schienen verflogen. Aus seinem sonnenbraunen Gesicht lachten die braunen Augen; sein Gang federte.

Als Maria ihn so sah, freute sie sich. Nun war er wieder heil. Sie legte die Arme um seinen Hals und sagte: „Nun hast du wieder deine Schaffenskraft."

Er sah auf ihr Gesicht herab; es schien ihr, als zuckte sein Blick. Dann lächelte er. „Weißt du das so sicher, Liebste?"

„Ja."

„Und warum?"

„In deinem ganzen Wesen liegt es."

Er sann nach, ein wenig dunkel ward dabei sein Blick. Dann küßte er sie und nahm ihre Arme von seinen Schultern.

Maria beobachtete ihn mit prüfendem Blick. „Hab' ich nicht recht?" fragte sie. Aber während ihrer Frage empfand sie selbst, daß es wahr sein müsse.

„Doch," erwiderte er fest.

Sie fragte nach seinen Plänen. Darüber ging er leicht hinweg und benahm sich dann so übermütig, daß es ihr auffiel. Das war ein fast wilder Übermut. So vermochte sie sich ihn von früher trotz aller sonnigen Heiterkeit nicht zu erinnern.

Als sie fragte, warum er ihr nach seiner Rückkehr so lange nicht geschrieben habe, erwiderte er: „Ich mußte mich doch erst wieder hier eingewöhnen."

Das war sein ganzer Beweggrund gewesen? Das begriff sie nicht, aber sie schwieg darüber, und sie waren fröhlich und guter Dinge.

Digitized by Google

Maria nahm nun ihre Stunden wieder auf und auch Alexander beschäftigte sich mit neuen Plänen.

Die ersten Herbsttage brachten wildere Stürme und starke Regengüsse. Ein trostloses Wetter. Man blieb zumeist im Zimmer.

Ab und zu besuchte Maria die Abendgesellschaften bei Inghers, die wegen des herrschenden schlechten Wetters dieses Jahr schon verfrüht begannen.

Alexander war von fröhlichster Ausgelassenheit. Nur bei Maria am Tisch fand man ihn die wenigste Zeit.

Ein paar neue Gäste waren eingeführt worden. Unter anderen auch Frau Limander, die Witwe eines Fabrikbesitzers. Maria lernte die schlanke junge Frau hier kennen, und sie saß sogar einmal mit ihr am gleichen Tisch. Während des Gespräches, das die schwarzhaarige Frau mit nachlässiger Grazie führte, wurde Maria schweigsam. Machte es der Verdacht, den im Sommer Frau Janna hatte wecken wollen?

Das war es wohl nicht. Aber ein Hochmut überkam Maria, als sie das sonderbare Plaudern dieser Frau hörte.

Bald darauf traf sie diese Frau wieder bei Inghers. Doch saßen sie da nicht am gleichen Tisch.

Es ging lebhaft zu. Maria sah bekannte Gestalten, dazwischen ein paar neue — und ihr war, als sähe sie wieder das feine Netz über den Köpfen aller, von dem die verworrenen Fäden ausgingen.

Neben Maria saß der Professor und sein früher schon ernstes Gesicht war nun noch bleicher. Maria sah um sich. Die blasse, blonde Frau, die im Vorjahr und diesen Fasching an der Seite des Professors gesessen war, fehlte. Maria erfuhr, daß die Frau, die ein so heißes Herz und einen so kranken Körper gehabt hatte, im Sommer gestorben war.

Digitized by Google

Als im Saal das Stimmengewoge höher ging, schaute der Professor auf. „Ich komme nicht mehr. Ich kam auch seit langer Zeit das erste Mal wieder her. Und auch das letzte Mal."

Maria begriff ihn. Und auch sie wurde unruhig im Gedenken an die verstorbene Frau. Hier ging das Leben weiter und eine von ihnen war fort. Die wenigsten dachten daran. Leid spielte hier eine winzige Rolle, wo Leichtsinn und Lebenslust brandeten.

Maria konnte nicht länger stillsitzen. Sie wollte ein paar Minuten allein sein. So schritt sie durch den hellen Saal hindurch und in ein kleines Nebenzimmer. Dort, wo Blumen und Blattpflanzen standen, hielt sie still und atmete den ein wenig betäubenden Duft der Blüten ein.

Aber die Luft in dem Raum war drückend, und so wandte sich Maria gegen das nächste Zimmer, um dann durch dieses zur Terrasse gelangen zu können.

Sie teilte den roten Türvorhang — und stand dann still. Ihre Augen weiteten sich in erschrockenem Unglauben.

War dies Frau Limander, die dort auf einem Diwan nachlässig saß, wie müde hingestreckt, in ihrem roten Kleide, im tiefschwarzen Haar eine rote Rose? Im bleichen Gesicht glühten die roten Lippen.

Und war das Alexander, der ein kleines Stück entfernt stand — und zeichnete, mit fliegender Hand und leuchtenden Augen?

Maria hielt den Samtvorhang mit einer Hand fest; ihr Gesicht ward fast weiß. Sie blieb stehen und wartete. Sie tat dies halb aus trotziger Offenheit und halb gedankenlos.

Frau Limander richtete sich empor. „Wir haben Zuschauer, Herr Ingher," sagte sie, und ein feines Spottlächeln flog um ihren Mund.

Digitized by Google

Da wandte sich Alexander und sah Maria. Sah ihr bleiches, fast weißes Gesicht, ihre schlanke Gestalt, die sich nicht regte.

Hatte er erst auffahren wollen, scharf und unwillig, so bezähmte er sich doch. Nur eine Falte erschien zwischen seinen Augen. Maria sah, wie ihm die Lippen zuckten, als er fragte: „Was willst du?"

Hell klang ihre Stimme, als sie sagte: „Ich wollte nur zusehen." Der Spott jagte ihm jäh eine dunkle Welle ins Gesicht.

Frau Limander milderte die Lage. „Gewiß — Fräulein Schwanenberger, Sie können sehen: Ihr Verlobter steht auch heute trotz der Gesellschaftspflichten im Banne der Kunst." Sie stand auf und trat zu Alexander, nahm dem erst Widerstrebenden das kleine Buch aus der Hand und ging zu Maria, hielt es ihr hin. „Wollen Sie sehen, ja? Sie können Ihre Freude daran haben."

Willenlos blickte Maria auf das Buch und sah die Gestalt der Frau in verschiedenen Stellungen.

Sie hörte nur halb, wie die Frau fragte: „Schön, nicht wahr?" und antwortete auch halb gedankenlos: „Ja, sehr schön."

Dann schlug der rote Samt hinter Maria zusammen. Die beiden waren wieder allein.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Wie Wohnhäuser in Naturbauweisen errichtet werden

Von Erich Dilherr

Mit 14 Bildern des Berliner Bild-Bericht und der Phototheк

Seit in dieser Zeitschrift* ein vielbeachteter Aufsatz über die Wiederbelebung einer vergessenen Bauweise veröffentlicht worden, sind im Jahre 1921 allein in Preußen mehr als sechzehnhundert Häuser in Lehm- und Erdstampfbau entstanden; das sind nahezu zehn Prozent aller Wohnbauten, die im Jahre 1920 errichtet worden sind. Diese Zahl gewinnt noch besondere Bedeutung, wenn sie mit der des Vorjahres verglichen wird, denn für 1919 sind nur etwa hundert Bauten aus Lehm zu verzeichnen gewesen. Und nach dem bisherigen Stand der Dinge darf angenommen werden, daß sich die Zahl der in dieser Technik erbauten Häuser noch mehren wird. Die Baustoffnot der Nachkriegszeit bewirkte, daß alte erprobte Bauweisen, die sich Jahrhunderte hindurch bewährt haben, die aber mit dem zunehmenden Reichtum Deutschlands in Vergessenheit geraten sind, wieder aufgenommen wurden und neuerdings zu Ehren kamen. Wie vorauszusehen war, stieß diese Erneuerung auf nicht geringe Widerstände; die natürlichen Bauweisen wurden ausschließlich von Leuten befehdet, die nie einen Versuch damit gewagt hatten. Das Baugewerbe verhielt sich all diesen Bestrebungen gegenüber zum mindesten abwartend. Nur vereinzelt wagten es Baufirmen, den „nie-

* „Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens", Jahrgang 1920, Band VIII, Seite 95—121.

Digitized by Google

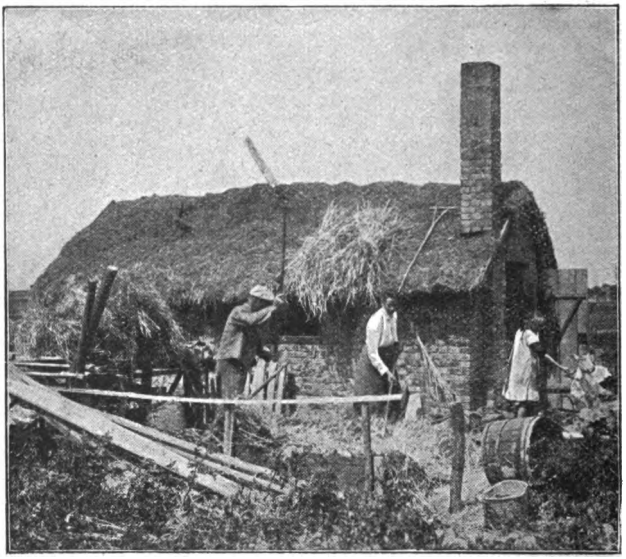
deren" Lehmbau auch auszuführen, und diese sahen denn auch bald ein, daß es sich um eine Bauausführung handelt, deren sich kein Bauhandwerker zu schämen braucht. Trotz erfreulicher Fortschritte haben die Naturbauweisen noch nicht die Anerkennung gefunden, die ihrer hohen volkswirtschaftlichen Bedeutung entspricht. Besonders

Aller Anfang ist schwer. Siedler vor ihrem Unterstand während des Wohnungsbaues.

das zunftmäßige Handwerk setzt seiner Anwendung dieselben Widerstände entgegen, die sich Neuerungen gegenüber immer gezeigt haben. So war es, als der Betonbau aufkam, den man anfänglich verächtlich und spöttisch ablehnend als „Zuckerbäckerarbeit" bezeichnete. Heute wird es keinem Menschen mehr einfallen, über die Betonbauweise absprechende Urteile zu fällen. Was zuvor als „anrüchig" galt und als unmöglich bezeichnet wurde, gehört längst zum eisernen Bestand des Bauwesens. Als die ersten Kalksandsteinziegel hergestellt und empfohlen

Digitized by Google

wurden, wiederholte sich das gleiche Schauspiel. Die Ziegeleibesitzer wollten nichts davon wissen. Trotzdem gelang es nicht, dieses Baumaterial aus der Welt zu schaffen, man konnte es nicht verhindern, daß diese Steine dort hergestellt wurden, wo geeigneter Sand dazu vorhanden



Ein oberschlesischer Flüchtling beim Dreschen vor einem eilig errichteten Notbau.

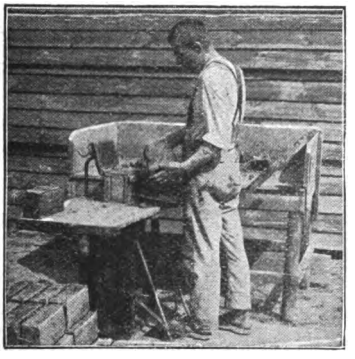
war. Dieselben Geschäftsleute sind es heute, die nichts von den Naturbauweisen wissen wollen. Begreiflich genug, aber auch bezeichnend, und zwar nicht in sympathischer Weise, denn es handelt sich um eine volkswirtschaftlich höchst bedeutsame Frage und nicht um private Interessen. Für die Ziegeleibesitzer mag es bedenklich sein, daß dort, wo die Naturbauweise gepflegt wird, der Lehmbau preis-

Digitized by Google

regulierend gewirkt hat, wie es im Sinken der Ziegelpreise von 325 Mark auf 275 Mark zu buchen war.

Das Stampfen von Lehmquadern.

Worauf beruht nun die hohe volkswirtschaftliche Bedeutung der Naturbauweisen? Vor allem spielt dabei die Kohlenfrage eine Rolle. Kohlen sind nötig zum Brennen von Bausteinen und ebenso von Kalk und Zement. Bei den Naturbauweisen wird keine Kohle benötigt. Und dann bieten sie mehr Arbeitern an der Baustelle Beschäftigung als ein anderes Bauverfahren, zu dem man hochwertige Baustoffe verwenden muß. So kann der Erwerbslosigkeit gesteuert werden, und Kohle wird frei, die im neutralen Ausland stark begehrt ist, die zum Eintausch von anderen unentbehrlichen Rohstoffen und Nahrungsmitteln dient.

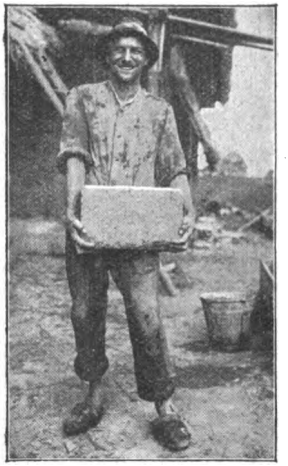


Herstellung von Lehmsteinen für die Innenwände.

Es gab eine Zeit, als es keinen Sack Zement ohne Schiebung, keinen

Digitized by Google

Dach- oder Mauerstein gab, da griff man entschlossen zur Wiederbelebung der alterprobten Naturbauweisen; umso mehr, als auch bei einiger Besserung der Lage die Preise im Ziegelbau um mehr als das Zwanzigfache gestiegen waren. Die Preise und der Mangel an gebrannten Ziegeln, Kalk und Zement, der bedingt wurde durch die Kohlennot, nötigten dazu, nach anderen Kohle sparenden oder sie fast ganz entbehrlich machenden Baustoffen Umschau zu halten. Stadtbaurat Fauth in Sorau betonte im April 1921 mit Recht: „Es ist ein gefährlicher Irrtum, wenn vielfach angenommen wird, wir hätten jetzt genügend Kohlen, um die Baustoffe herzustellen, die zur vollen Beschäftigung unseres Baugewerbes notwendig wären. Auch dann, wenn Oberschlesien ungeteilt bei Deutschland verblieben wäre, fehlte uns doch durch den Ausfall der Saargruben und die Zementlieferungen an die Ententeländer noch die Hälfte des Friedensbedarfs. Die Ersparnis an Brennstoffen bleibt deshalb nach wie vor eine notwendige Vorbedingung für den Wiederaufbau unserer verarmten Wirtschaft ... Den Luxus von Ziegelbauten können wir uns, wo es gilt, in sparsamster Weise unsere dringendste Wohnungsnot zu beseitigen, nur in Ausnahmefällen leisten."



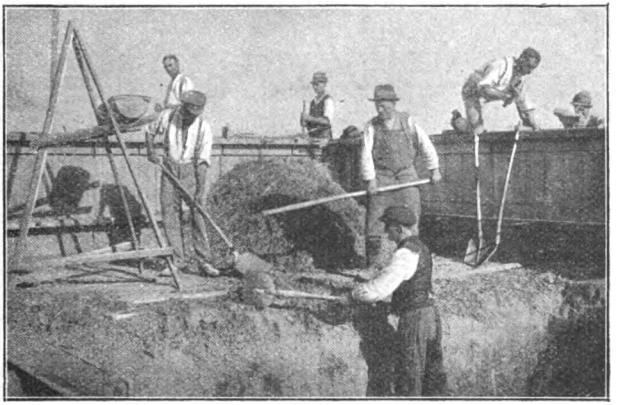
Ein Lehmquader, fertig zum Versetzen.

Für den Flachbau, ein- bis zweistöckige Häuser, kommen

Digitized by Google

nicht nur für die augenblickliche Notlage die Naturbauweisen in Frage. Wir müßten dafür eintreten, wenn auch nur die Kohlen dabei erspart werden können.

Wie man sich an amtlicher Stelle zu den Naturbauweisen stellt, zeigen die am 14. Januar 1921 erschienenen



Der Keller wird ausgehoben. Der so gewonnene Lehm wird nach Zusatz von Stroh usw. sofort in die Schalungen, die der Wand die Form geben, gefüllt und gestampft.

Bestimmungen zu dem „Gesetz, betreffend Bereitstellung von Staatsmitteln zur Abbürdung der Baukostenüberteuerung". Sie enthalten folgende für die Frage, ob Lehm- oder Steinbau, bedeutungsvolle Verfügung: „Mit Rücksicht auf den Mangel an Kohlen sind solche Bauweisen zu bevorzugen, bei deren Anwendung, sowohl beim Aufbau wie der Benützung des Bauwerkes Kohlen erspart werden. Wo die Bauten mit erprobten Stoffen, zum Beispiel Lehm, herstellbar sind, kann die Gewährung des Landesdarlehns von der Verwendung solcher Baustoffe abhängig gemacht werden."

Digitized by Google

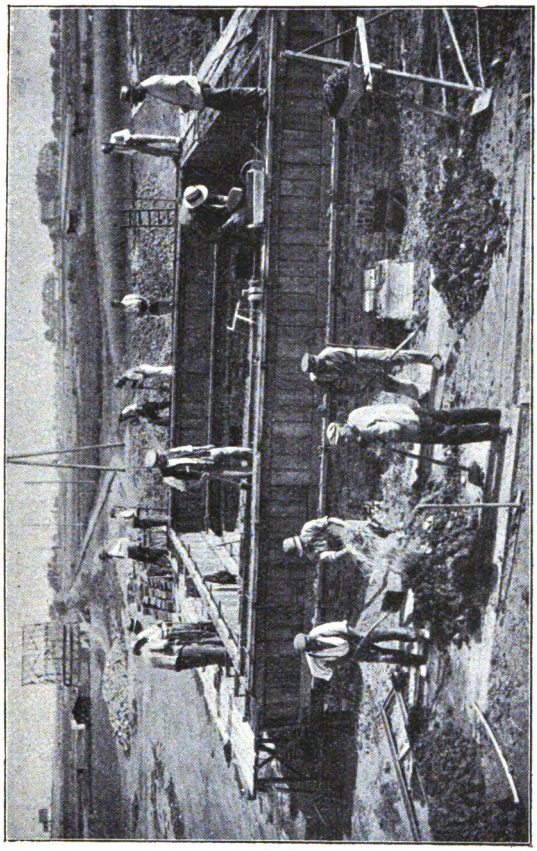
Hier zeigt sich, was sonst von Staatstellen nicht immer gesagt werden kann, klare Einsicht in den Stand einer allerdings im höchsten Grade wichtigen und ernsten Frage, und es berührt deshalb umso eigenartiger, wenn ein Vertreter des Märkischen Ziegeleibesitzervereins Ende Juli dieses Jahres in Sorau, dem Sitz der „Lehr- und Versuchsstelle für Naturbauweisen", in öffentlicher Versammlung aussprechen konnte: „Den amtlichen Stellen müsse verboten werden, durch behördliche Verfügungen gewisse Bauweisen zu bevorzugen, wie es der Minister für Volkswohlfahrt getan habe." Auf dieser Tagung erklärte man sogar: die Lehmbaugesellschaft sei das Eldorado der Erwerbslosen. Worauf Stadtbaurat Fauth erwiderte: „Wir freuen uns, daß durch den Lehmbau über eine Million Mark an die Sorauer Arbeiter gezahlt werden konnten; nur ein kleiner Teil von ihnen sind Facharbeiter gewesen." .

Wir sind durch die Entwertung des Geldes so weit gekommen, daß es gewissen Leuten so erscheint, eine Ersparnis von zehn bis achtzehn Prozent der Bausumme, die bei Anwendung der Naturbauweisen einwandfrei festgestellt ist, spiele keine nennenswerte Rolle. Dagegen erklärte man in Sorau: Gewiß ist dieser Prozentsatz nicht hoch. Dem Siedler aber, der im allgemeinen ja auch nur zwanzig bis dreißig Prozent der Bausumme aufbringt, bedeuten sie aber häufig die Entscheidung darüber, ob er bauen kann oder nicht. Daher wurde auch mit Recht aus der Versammlung heraus festgestellt, daß diese Ersparnis bei den Sorauer Siedlern entscheidend war für die Ermöglichung ihres Bauvorhabens. Was für diesen Platz ausschlaggebend war, wird sich auch anderwärts als zwingend erweisen.

In Sorau stehen heute dreißig Siedlungsbauten, die

Digitized by Google

nicht vorhanden wären, wenn man sie nicht in Naturbauweise aufgeführt hätte. Diese Erfolge werden sich



Auf einem Backsteinfundament wird der Lehm zwischen Schalungen eingestampft. Vor dem Bau wird die aus dem Boden gegrabene Erde gemischt.

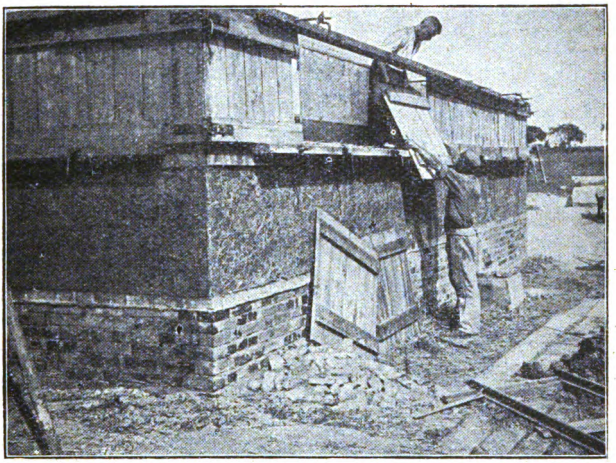
nicht durch irgendwelche Versammlungserklärungen aus der Welt schaffen lassen. So durfte man denn auch getrost den Gegnern erwidern: „Ist die Lehmbauweise gut,

Digitized by Google

so setzt sie sich auch durch. Ist sie jedoch schlecht, so braucht man sie nicht erst zu bekämpfen." Gewiß wirken kräftige Schlagworte auf unwissende Menschen immer. So erklärte der Geschäftsführer des Schlesischen Zieglerbundes: „Die Lehmbauweise sei heute nicht mehr daseinsberechtigt, sie war ein Kind der Zwangswirtschaft." Das Schlagwort hört sich wohl leidlich an, aber die wahre Sachlage ist eben doch anders. Die Naturbauweisen sind heute wissenschaftlich durchgearbeitet und praktisch über das Versuchstadium hinaus gediehen. Noch haben sie nicht die Anerkennung gefunden, die ihrer hohen volkswirtschaftlichen Bedeutung entspricht. Dank der unermüdlichen Tätigkeit weiterblickender Fachleute ist die Technik des Lehmbaues heute so entwickelt, daß Überraschungen in Form größerer Schäden, die auch bei anderen Bauweisen möglich sind, bei richtiger Arbeit als ausgeschlossen gelten dürfen. Wenn bisher nicht überall bei Lehmbauten wesentliche Ersparnisse im Vergleich mit solchen aus gebrannten Ziegeln erzielt werden, so lag es in der Regel an mangelnder Kenntnis der Lehmbautechnik oder anderen Ursachen, die mit dem Lehmbau nur mittelbar in Zusammenhang standen. Überall da, wo Lehmbauten mit geschulten Arbeitskräften und tüchtiger fachmännischer Leistung ausgeführt wurden, sind wesentliche Ersparnisse erzielt worden, die sich zweifellos noch mehr steigern, wenn die Lehmbautechnik weiter verbessert wird. Durch Versuche ist einwandfrei nachgewiesen, daß der Lehmbau dem Ziegelbau wärmetechnisch ebenbürtig ist. Seine Druckfestigkeit ist bei sachgemäßer Ausführung für ein- bis zweistöckige Bauten in den üblichen Mauerstärken, wie behördlich anerkannt ist, völlig ausreichend. Wenn einzelne Verfahren, wie der Stampfbau, sich nur in den Sommermonaten ausführen lassen, so kann doch bei richtiger

Digitized by Google

Baueinteilung mit Lehmtrockensteinen und -quadern vom baldigen Frühjahr bis in den Herbst hinein gebaut werden. Die vielumstrittene Putzfrage ist durch geschäftsgewandte, teilweise mit der Lehmbauweise und deren Besonderheiten nicht vertraute Persönlichkeiten unnötig übertrieben



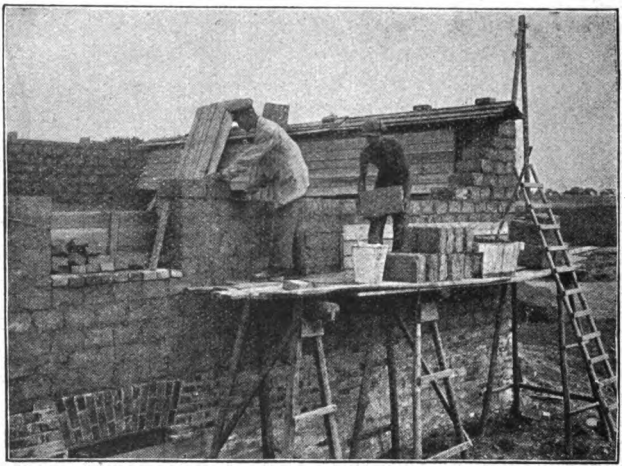
Ein Teil der gestampften Mauer auf dem Steinfundament. Die Richtbohlenschalung wird zum Weiterstampfen aufgesetzt.

worden. Um die vielfach gänzlich überflüssigen Erzeugnisse an den Mann zu bringen, wird behauptet, am Lehm hielte überhaupt kein Putz. Das alles sind Behauptungen, die der Wahrheit nicht entsprechen. Auch gegen Regenschäden gibt es wirksamen Schutz.

Die Wohnungsnot verschwindet nicht von selbst, und ebensowenig wird sich unsere wirtschaftliche Notlage von heute auf morgen ändern. Aus beiden Gründen sind die Naturbauweisen weder durch eindeutige Verrufserklärungen abzutun, noch durch Beeinflussung der urteilsun-

Digitized by Google

fähigen Masse um ihren volkswirtschaftlich hohen Wert zu bringen. Im Baugewerbe aber scheint die Not noch nicht groß genug zu sein, um endlich unberechtigte Voreingenommenheiten dahin fahren zu lassen, wohin sie gehören, in die Rumpelkammer menschlicher Vorurteile.



Errichten von Mauerwänden in Lehmquadern auf einem Backsteinfundament. Ein Teil der Mauer ist mit Schutzvorrichtungen gegen den Regen versehen.

Findet sich doch dort schon so manches anders, was zunächst gegen Neuerungen als altbewährt ausgespielt wurde, und von dem kein Mensch geglaubt hätte, daß es jemals würde verworfen werden.

Um dem Bauhandwerk die Kenntnis der Naturbauweisen wieder zu vermitteln, sind in Preußen verschiedene Lehrstellen errichtet worden. Man erkannte, daß es notwendig ist, berufene Fachleute heranzubilden, die sich dieser Techniken annehmen, da mit dem Pfuschertum der

Digitized by Google

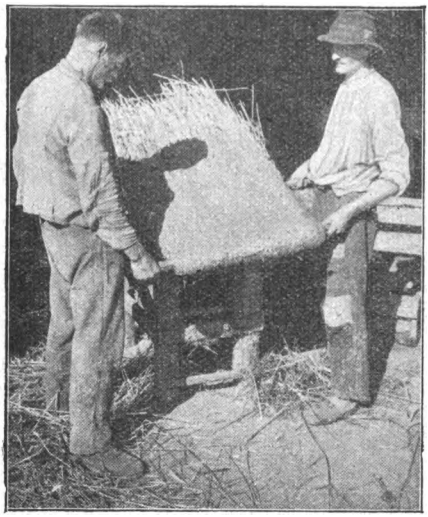
Allgemeinheit nicht gedient sein kann. Noch sind im Verhältnis zur großen Wohnungsnot diese Kenntnisse auf zu wenige, nur einzelne, beschränkt. Es müssen mehr handwerklich vorgebildete Baufachleute ausgebildet werden, die das Gelernte praktisch nutzbar zu machen verstehen. Wohl können beim Lehmbau mehr ungelernte Arbeitskräfte beschäftigt werden als beim Ziegelbau, aber ohne den tüchtigen Bauhandwerker und Bauleiter ist ein technisch einwandfreier Lehmbau ebensowenig herzustellen wie jeder andere Bau. Daß die Siedler in vielfacher Weise mitarbeiten können und so einen Teil der Bausumme durch eigene Arbeit ersparen, läßt die Naturbauweise heute als besonders wertvoll erscheinen.

Herstellung von Lehmschindeln, mit denen das Dachgerüst eingedeckt wird. Der Lehm wird sorgfältig mit dem Stroh verbunden.

Die diesem Aufsatz beigegebenen Abbildungen veranschaulichen, wie Wohnhäuser in Naturbauweisen entstehen. Die Aufnahmen zeigen Bauten der bekannten Lehr- und Versuchsstelle in Sorau in der Niederlausitz. Die Lehmbauweise wird dort beim Flachbau angewendet; sie eignet sich besonders zu Siedlungen und bleibt beschränkt auf

Digitized by Google

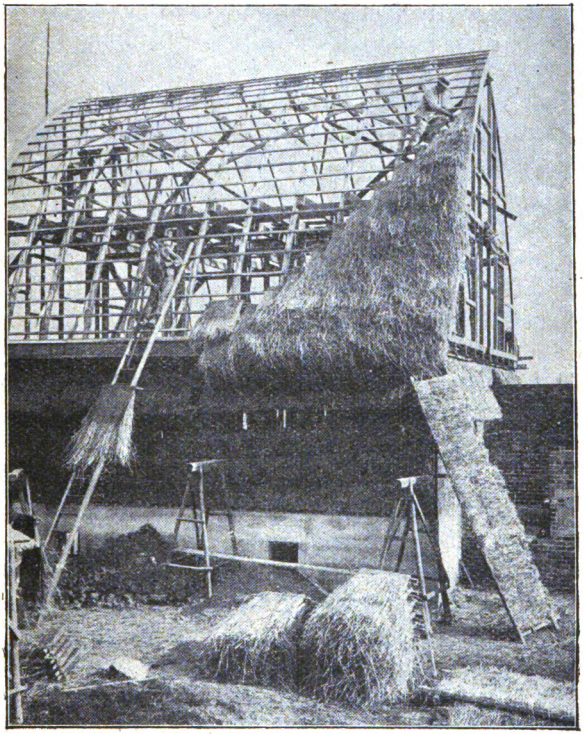
Bauten, für die der Lehm in nächster Nähe der Baustelle zur Verfügung steht. Beachtenswert ist, daß der wichtigste Baustoff keine Kosten verursacht, während sonst Ziegel, Zement und alle anderen Baustoffe erst beschafft, unter erheblichen Kosten hergestellt und dann noch zur Baustelle befördert werden müssen. — Die Fundamente stellt man in derselben Weise her, wie bei jedem anderen Hause. Am billigsten werden Betonfundamente, da sie, soweit sie in der Erde liegen, ohne Verwendung von Schalungen sofort in die ausgehobenen Fundamentgräben gestampft werden können und am Sockel, wenn Vorsatzbeton verwendet wird, ein besonders anzubringender Außenputz überflüssig ist. Nachdem man die Fundamente gegen aufsteigende Grundfeuchtigkeit gut isoliert hat, wird die vierzig Zentimeter starke Lehmstampfwand unter Verwendung der Richtbohlenschalung hochgestampft. Der dazu nötige Rohstoff wird durch Ausschachten des Kellers gewonnen und unmittelbar in die Schalung gebracht, nachdem ihm je nach Be-



Fertige Lehmschindel; die innere Lehmschicht macht das Dach feuersicher, die Strohschicht schützt es vor Regenwirkungen.

Digitized by Google

schaffenheit noch bestimmte Zusatzstoffe — Stroh, Heidekraut, Flachsschewen und ähnliches Material — beige-



Das Dach wird mit Schindeln gedeckt. An den Wänden sind Vorrichtungen gegen Regenschlag angebracht.

mengt worden sind. Man bedenke, daß derselbe Rohstoff, der sonst bei der Aushebung eines Kellers aufgeladen und weggefahren werden muß, wodurch überflüssige Kosten entstehen, an Stelle von Ziegelsteinen zum Aufstampfen der Mauerwände des Hauses dient.

Digitized by Google

Die Handhabung der Schalung, die nach umfangreichen Versuchen von dem verdienstvollen Leiter der Sorauer Lehrstelle, Stadtbaurat W. Fauth, vielfach verbessert wurde, ist äußerst einfach (Abbildungen S. 95 bis 99). Sie ist, ohne verschnitten werden zu müssen, immer wieder verwendbar und so angeordnet, daß besondere Einschalungen von Fenster- und Türöffnungen nicht nötig sind. An anderen Orten hat man die Erdstampftechnik durch verkünstelte Anordnungen wesentlich umständlicher gestaltet und verteuert. In Fällen, wo es die natürliche Beschaffenheit des Lehms erfordert, kann mit den einfachsten Mitteln ein vollkommen zureichender Wetterschutz während der Ausführung des Baus angebracht werden. Hierzu genügen leicht bewegliche Bretdächer bei der Abdeckung von oben, sowie Strohmatten gegen den seitlichen Regenschutz. Die Matten können mittels Draht leicht an den Wänden befestigt werden.

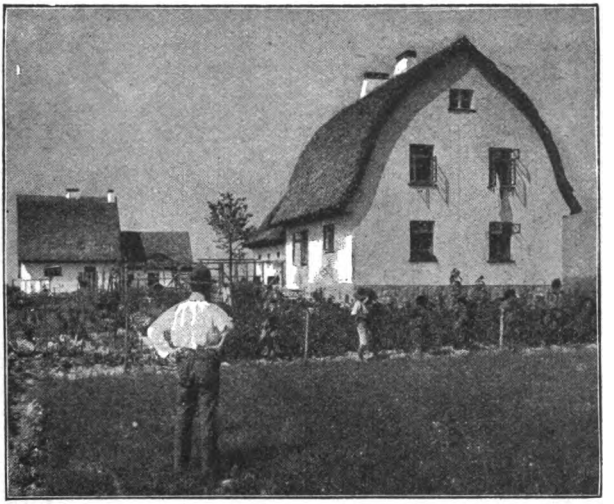
Bei Anwendung des Stampfverfahrens entstehen die Umfassungswände in einem Arbeitsvorgang.

Die Naturbauweisen bieten aber noch andere Möglichkeiten. Aus breiiger Lehmmasse stellt man in Formen sogenannte Lehmpatzen her, die an der Luft getrocknet werden (Abbildungen S. 93 und 94). Zu Lehmsteinen oder Lehmquadern benützt man Erde, wie sie durch Graben gewonnen wird; mit den oben genannten Zusatzstoffen nach Bedarf vermengt, stampft man diese Masse in Formen, wie dies eine der Abbildungen zeigt. Zum Aufmauern wird statt eines Mörtels aus Kalk Lehmmörtel gebraucht, und zwar nicht etwa als minderwertiger Ersatz, sondern aus technischen Erwägungen.

Da die im Innern des Hauses nötigen Trennungswände, Schornsteine und Giebel gegen Regen nicht leicht zu schützen sind, dürfen diese erst hochgeführt werden,

Digitized by Google

nachdem das Haus eingedeckt worden ist. Für die Eindeckung ist in Sorau das altbewährte Lehmschindeldach, das eine verhältnismäßig hohe Feuersicherheit bietet und in wärmetechnischer Hinsicht allen anderen Dächern überlegen ist, wieder allgemein zur Anwendung gelangt.



Fertiger Lehmbau bei Sorau, Vorder- und Seitenansicht.

Stroh und Lehm sind die Rohstoffe für die Schindeln, die in einem einfachen Werktisch hergestellt werden. Aus der Abbildung auf Seite 101 ist zu ersehen, wie der Lehm in den Schindelkopf eingestrichen wird; das nächste Bild zeigt eine von zwei Männern gehaltene Schindel, die zum Gebrauch fertig ist. Der Vorgang des Aufziehens einer Schindel und des Eindeckens zeigt die Abbildung auf Seite 103; man sieht einen Mann, der damit beschäftigt ist, eine Schindel an den Dachlatten zu befestigen. Bedenkt man, daß die Frage der Dachbehandlung eine der

Digitized by Google

schwierigsten ist, und daß die teuren Ziegel den Siedlungsbau häufig unmöglich machen, so wird man nach folgendem die Bedeutung dieser Dacheindeckung erst richtig ermessen. Drei Arbeiter sind bei achtstündiger Arbeitszeit imstande, gemeinschaftlich und ohne besondere Anstrengung achtzig Schindeln herzustellen, womit zwanzig Quadratmeter Dachfläche gedeckt werden können. Ist genügend Vorrat zur Hand, so kann ein Dach in einem Tage fertiggestellt werden. Auch bei der Herstellung von Schindeln ist die Mithilfe des Siedlers möglich. Beim Lehmbau können weit mehr ungelernte Arbeitskräfte an der Baustelle beschäftigt werden als bei jeder anderen Bauweise; so sind beispielsweise beim Lehmstampfbau achtzig bis neunzig Prozent der Gesamtkosten Arbeitslöhne. Ähnlich verhält es sich bei den übrigen Naturbauweisen, so daß es bei der Einfachheit der meisten Lehmbauarbeiten dem Siedler möglich wird, in großem Umfang mitzuhelfen oder durch Unterstützung anderer, mit ihm zu Arbeitsgruppen vereinigter Siedler einen großen Teil der Arbeiten ganz zu übernehmen. Diese „Selbsthilfe" ist aber nur dann von Wert, wenn alle vorzunehmenden Arbeiten unter fachkundiger Anleitung und Beaufsichtigung erfolgen. Vor leichtfertig ohne weitere Kenntnisse gewagten Unternehmungen muß entschieden gewarnt werden; das Bauen ist eine besondere Kunst, die gelernt sein muß, und ohne ausschlaggebende Mitwirkung erfahrener und arbeitsfreudiger Fachleute ist ein Erfolg undenkbar.

Wenn nun das Dach gedeckt ist, werden unter seinem Schutz die Innenwände, Giebel und Schornsteine aufgeführt und der Bau in der sonst üblichen Weise außen und innen verputzt und vollendet. Dem fertigen Haus ist nicht anzusehen, ob es in der einen oder der anderen

Digitized by Google

Naturbauweise hergestellt worden ist. Vor einer behördlichen Kommission wurden am 20. Juli 1920 Brandproben an Lehmschindeldächern vorgeführt, die überraschende Ergebnisse zeitigten. Mit den Feuerversicherungsgesellschaften geführte Unterhandlungen ergaben

Fertige Siedlungsbauten mit anstoßendem Wirtschaftsgebäude.

beachtenswerte Erleichterungen, doch steht zu erwarten, daß demnächst noch weiteres Entgegenkommen möglich wird.

Unsere Abbildungen zeigen, welche Entsagung sich die Siedler auferlegen müssen, bis es so weit ist, daß sie ihr Heim beziehen können. Wer sich zu dieser Form der Siedlung entschließt und beim Bauen selbst zu helfen bereit ist, muß wissen, daß es eine harte, schwere Aufgabe ist, die er übernimmt. Kann er diesen Anforderungen genügen, dann entspringt daraus aber auch ein Quell steter Freude am selbsterrungenen Heim.

Digitized by Google

Unter diesen Voraussetzungen gewinnt die Lehmbauweise für die Siedlungsarbeit und die Mithilfe der Siedler eine besonders hohe Bedeutung. Selbstverständlich kommen diese Bautechniken nur dort in Frage, wo brauchbarer Lehm auf dem Baugelände oder in geringer Entfernung davon vorhanden ist. Die Erfahrungen der letzten Jahre berechtigen zu der Behauptung, daß es heute möglich ist, durchaus einwandfreie Lehmbauten, den jeweiligen örtlichen Verhältnissen und insbesondere der Lehmsorte angepaßt, in den verschiedensten Techniken zu errichten und dabei erhebliche Ersparnisse zu erzielen. Der Lehm kann als Mauer- und Putzmörtel, für Zwischendecken, Dachausbauten, Dachdeckung (Lehmschindeldach) verwendet werden; dabei sind bedeutende Einsparungen möglich. Die Naturbauweisen verdienen tatkräftige Förderung aller ernststrebenden Fachleute, die in der so wichtigen Siedlungsarbeit nicht nur eine zeitgemäße Erwerbsmöglichkeit, sondern in erster Linie eine der dringendsten, schwerstwiegenden Aufgaben zur Gesundung unseres kranken Volkskörpers erblicken.

Digitized by Google

Ein Sport bei den Schwarzen Afrikas

Von B. Stolz-Basedow / Mit 4 Bildern

Das Auftreten von Negern als Ringer und Boxer erlangt im großstädtischen Sportgetriebe nur dann außergewöhnliche Bedeutung, wenn es sich um irgend einen Meisterschaftskampf handelt. Der schwarzen Rasse angehörige Ringkämpfer sind bei uns nicht selten, und es fällt ihnen nicht schwer, sich den Formen des europäischen Sportes anzupassen. Wenn auch nicht alle afrikanischen Neger Ringkampfspiele pflegen, so gibt es doch viele Stämme, die ihnen leidenschaftlich ergeben sind. So gibt es in Kamerun große Veranstaltungen, die man als Landesringkämpfe bezeichnen darf. Sie finden statt zwischen den Angehörigen verschiedener Stämme oder Städte, und zwar im Laufe eines Jahres abwechselnd zwei- oder dreimal. Zu solchen Veranstaltungen, die am Nachmittag vor sich gehen, strömen nicht selten ungeheure Menschenmassen zusammen, die häufig mehrere Stunden weit herkommen. Zeit und Ort eines solchen Ringkampfes werden vom Häuptling und den Ältesten bestimmt, die auch die Gäste dazu einladen.

Der Spielplatz ist ein ebener, großer Hof, der zu diesem Zweck mit besonderer Sorgfalt gereinigt wird. Die aktiven Teilnehmer stellen sich an beiden Enden des Platzes auf, während zu beiden Seiten und hinter den Kämpfern Zuschauer stehen. Zunächst werden nun von jeder Partei ein oder auch zwei Aufseher gewählt, deren Aufgabe es ist, während der ganzen Zeit die Kämpfenden genau zu beobachten. Sie haben darauf zu sehen, daß keiner der Teil-

Digitized by Google

nehmer unerlaubte Griffe vornimmt, oder dem Gegner sonstwie Schaden zufügt. Die bawaledi haben das Recht, in bedenklichen Lagen einzugreifen oder bei lang dauernden Kämpfen auch eine Pause anzuordnen. Da sich die Menschennatur auf der ganzen Erde in ähnlicher Weise auswirkt, sind auch im schwarzen Erdteil „Ordnungsbestien" nötig, damit die anderen Bestien sich einigermaßen zurückhalten. Polizisten werden aufgestellt, damit sich die Zuschauer, von Neugierde angestachelt, nicht zu weit in die Kampflinie vordrängen.

Eine Negerfestlichkeit ohne Trommellärm, Geschrei und Gesang ist in ganz Afrika nicht denkbar. Sind die Zuschauer versammelt, dann beginnt eine gewaltige Trommelei, und die Weiber stimmen eigenartige Gesänge an, dazu bestimmt, die Kämpfenden anzufeuern.

Zunächst betreten einige Knaben den Kampfplatz und beginnen gleichsam ein Vorspiel, wobei es nicht wenig zu lachen gibt. Nachdem dieser Spaß zu Ende ist, treten die Ringer auf. Diese Leute haben sich wochen- und monatelang eingeübt, denn nur Kämpfer, die genügende Fertigkeit und Gewandtheit erlangt haben, dürfen bei solchen Gelegenheiten vor der Öffentlichkeit auftreten.

Nun ist der Augenblick gekommen, da einer der Schwarzen auf dem Kampfplatz erscheint. Er läßt sich in verschiedenen Körperbewegungen bewundern, die den Zuschauern Gelegenheit bieten sollen, das Maß seiner Kräfte zu schätzen; in ähnlicher Weise sucht er aber auch durch gewisse Stellungen einen Gegner herauszulocken. Wenn das geschehen ist, kann das Schauspiel aber noch nicht beginnen, da beide Parteien erst ihre Zustimmung geben müssen. Jede Gruppe betrachtet sich die beiden Ringer genau, um festzustellen, ob ihr Mann dem Gegner auch gewachsen sei. Wenn man den Eindruck gewinnt, daß einer der Kämpfer

Digitized by Google

Typen der beim Ringkampf zahlreich aufgebotenen Musikanten. Die beiden faßförmigen Trommeln werden nur beim Kampfspiel gebraucht. Vor jedem Gang legt jeder der beiden Kämpfer zeremoniell die gebeugten Arme bei geballter Faust über eine dieser Trommeln.

Digitized by Google

zu schwach ist, dann muß er zurücktreten und einem stärkeren Partner den Platz überlassen. Solche Vorkommnisse bieten zwar oft zu allerlei Auseinandersetzungen Anlaß, sind aber doch so gewohnt, daß es selten zu Streitigkeiten kommt. Auch wäre es nach Negerart unschicklich, einen zurückgezogenen Ringer zu verspotten. Ist gegen die beiden nichts einzuwenden, so treffen sie ihre Vorbereitungen zum Kampf; sie knüpfen ihr Lendentuch fest, falls sie es nicht vorziehen, eine kurze Hose anzulegen. Dies gilt indes nur in Gegenden, wo europäische Einflüsse wirksam geworden sind. Bei entlegener wohnenden Schwarzen treten die männlichen Wettkämpfer nackt bis auf einen Gürtel, der mit Federbüscheln und Schafschwänzen behangen ist, auf den Kampfplatz. Der Geschlagene muß einmal mit beiden Füßen zugleich in die Luft springen; der Sieger wird, von seinen Freunden umgeben, mit Holzasche besprengt und mit biegsamen Stöcken leicht geschlagen, angeblich um ihn dadurch zu kräftigen und vor Krankheit zu behüten.

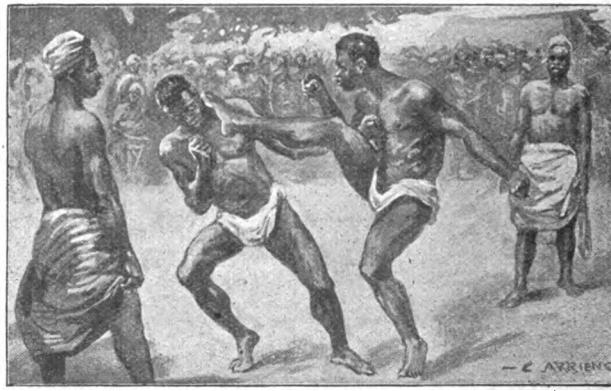
Sobald das Ringen beginnt, beobachten die Aufseher jeden Vorgang genau, und auch die Zuschauer entwickeln ihre fachmännischen Kenntnisse. Die Neger sind noch nicht so zivilisiert, um dabei still und äußerlich teilnahmlos verharren zu können. Jede Partei ruft ihrem Vertreter ermunternde Worte zu. Man erregt sich weidlich beim weiteren Verlauf des Ringens und verfolgt jedes Anzeichen des Unterliegens mit steigender Unruhe. So kommt es, daß die Ringer alles aufbieten; manchmal geht es auch nicht ganz sportmäßig zu, denn man versucht es doch im geeigneten Augenblick, sich durch Anwendung irgend eines Kniffes Vorteile zu sichern, bis es endlich dem einen gelingt, den Gegner vom Boden aufzuheben und ihn mit oft nicht geringer Wucht auf den

Digitized by Google

Ringkampf Jugendlicher. Die Gegner hatten sich so ineinander verklammert und unerlaubte Tricks angewendet, daß die beiden „Sekundanten" sie auf ein Zeichen des Kampfrichters gewaltsam trennten.

Digitized by Google

Boden zu werfen. Die Freunde des Siegers jubeln und schreien und vollführen einen Lärm, der wahrhaft afrikanisch ist. Es ist Sitte, daß die Partei des Unterlegenen still bleibt und sich beschämt fühlt. Einen absonderlichen Anblick aber bietet der Sieger; er wälzt sich vor Freude



Ein erlaubter, stets mit Beifall aufgenommener Trick besteht darin, dem Gegner mit der nackten Fußsohle eine Maulschelle beizubringen. Dies gilt als Blamage für den Gegner und spornt ihn gewöhnlich zur höchsten Kraftentfaltung an. Links und rechts von den Kämpfern stehen die beiden „Sekundanten".

auf dem Boden. Dann eilen seine Freunde herbei, führen ihn stolz auf dem Kampfplatz hin und her und rufen sein Lob aus. Es kommt häufig vor, daß man ihn auch auf den Schultern herumträgt, wobei ein ohrenbetäubendes Geschrei herkömmlich ist. Die Verwandten eines Siegers nehmen Teil an seinem Erfolg und gehen an solchen Tagen noch stolzer als sonst in ihrer Festkleidung einher.

Sind die beiden Ringer einander ebenbürtig, so gelangt der Kampf nicht so bald zur Entscheidung. In solchen Fällen treten die Aufseher vermittelnd ein, bringen

Digitized by Google

die beiden auseinander und bestimmen eine Pause. Bleibt der Kampf auch beim zweiten Gang unentschieden, so steht den bawaledi das Recht zu, beide Kämpfer als gleich stark zu erklären, was ebenfalls als Lob gilt.

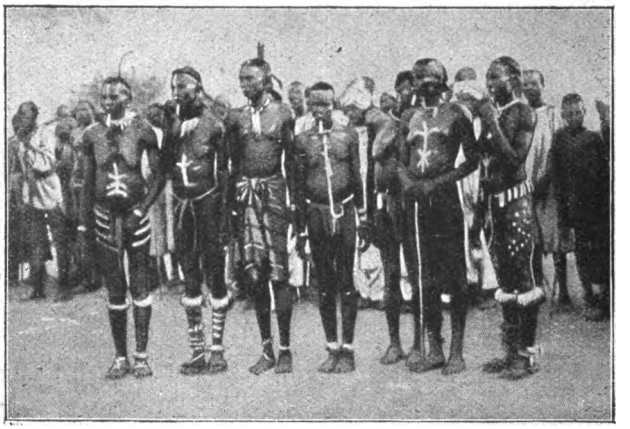
Daß die besten Ringer von den schwarzen Damen gebührend bewundert werden, bedarf wohl keiner besonderen Begründung.

Die Wahrheit des bayerischen Liedchens, in dem der Vers vorkommt: „Menschen, Menschen san mer alle, Fehler hat a jeder gnua (genug)", bestätigt sich auch bei den Leuten mit schwarzer Hautfarbe. Es kann vorkommen, daß einer als Sieger ausgerufen wird, während die Gegenpartei der Ansicht ist, ihr Mann sei nicht unterlegen. Geschieht das, dann setzt ein wüstes Geschrei ein; Schimpfworte fallen, drohende Haltung läßt erkennen, daß man in gewaltsamer Weise zu entscheiden geneigt ist. Es gibt Streit, und bald entsteht eine regelrechte Keilerei. Mancher, der als friedlicher Zuschauer gekommen war, zieht mit blutigem Kopf vom Ringplatz ab. Den Beschluß der Ringkämpfe bilden Tanz und Gelage, bei denen es auch nicht selten zu mehr oder weniger bedenklichen Prügeleien kommt.

Das afrikanische Bildchen wäre nicht abgerundet, wenn verschwiegen würde, daß der Aberglaube bei den Ringkämpfen eine Rolle spielt. Am Vorabend eines öffentlichen Ringens wird oft der Zauberer gerufen, um durch seine dunkeln Künste den Gang der Dinge magisch zu beeinflussen. Er vergräbt allerlei Zaubermittel in eine Grube auf dem Ringplatz. Der Ringer, welcher ihn gerufen hat, kennt den Ort, von dem die gewünschte Zauberwirkung ausgehen soll; er sucht nun während des Ringens alles aufzubieten, um den Gegner dorthin zu bringen. Glaubt er doch fest daran, daß ihm dann der

Digitized by Google

Sieg gewiß sei. Aber auch auf andere Weise sucht der Ringende den Sieg durch überirdische Kräfte und Mächte an sich zu bringen. Am Tage vorher besucht er das Grab seines Vaters oder eines nahen Verwandten, gießt Palmwein aufs Grab und spricht dazu: „Hilf mir dafür beim



Die Verwandten eines Siegers im Ringkampf in Festkleidung.

besua." Merkwürdig ist es auch, daß man sich durch Versöhnung vor einem übeln Ausgang des Kampfes zu schützen sucht. Wer einen Feind hat oder seine Mutter beleidigte, versöhnt sich den Tag vorher mit den ihm Übelgesinnten, weil er sonst sicher unterliegen würde. Wirksam soll es auch sein, wenn einer der Ältesten oder ein Häuptling dem Kampflustigen die Hand auf das Haupt legt. Aber es gibt auch besondere Zauberpflanzen, die man zu erlangen sucht, um Sieger zu werden.

Gilt es zwar nicht für ganz Afrika, so gibt es doch viele Stämme, bei denen auch die Weiber sich im Ringen üben. Den Jünglingen ist es zwar verboten, den Wett-

Digitized by Google

kämpfen des schwächeren Geschlechtes zuzusehen, aber sie verschaffen sich den Anblick auf Umwegen. Irgendwo in der Nähe dieses anziehenden Schauspiels findet sich ein Felsen oder ein Baum, von wo aus man versucht, den Verlauf des Ringens zu beobachten. Und die Siegerin merkt es an dem Benehmen der jungen Leute bald, welches Ansehen sie genießt. Buschan beschreibt Ringkämpfe bei Sudannegern in folgender Weise: „Vor Beginn knien die Mädchen, nur mit einem Blättergürtel angetan, in zwei Reihen, das Gesicht einander zugekehrt, nieder. Eine alte Frau eröffnet den Kampf, indem sie aus jeder Reihe ein junges Mädchen vorführt, die nun regelrecht miteinander ringen. Jede schlingt die Hände um den Rücken der Gegnerin, verschränkt die Finger ineinander und versucht unter heftiger Anstrengung die andere zu Fall zu bringen. Die Niedergeworfene steht ohne ein Wort zu sagen auf und tritt in ihre Reihe zurück, die Siegerin dagegen wird von ihrer Partei mit lautem Geschrei begrüßt und mit Gesang und Tanz gefeiert."

Sollte sich in unserer neuerungslustigen Zeit auch das schwächere Geschlecht in Europa entschließen, Ringkämpfe zu pflegen, so könnten sie sich auf das Beispiel der afrikanischen Negerinnen berufen.

Digitized by Google

Schimpf- und Kosenamen aus der Zoologie

Von Emil Mauerbach / Mit 13 Bildern

Überall, wo auf der Erde Menschen leben, macht man im Ärger und noch mehr in zorniger Erregung mit irgend einem mehr oder minder „deutlichen" Ausruf sich Luft. Die Japaner behaupten zwar, jeder Mensch sei verächtlich, dem es an Selbstzucht und Selbstbeherrschung fehle, und sie üben sich früh, alle Gemütsbewegung möglichst zu verbergen. Trotzdem nennen sie einen Menschen, der heftig aufbegehrt, zankt und seinem Ärger irgendwie Ausdruck verleiht, jahamaski, das bedeutet Narr. Die Bibel hält einen, der seinen Bruder einen Narren schilt, des höllischen Feuers schuldig. Narr ist auch bei uns ein Schimpfwort, und die Japaner beweisen mit dem Gebrauch des Wortes, daß es in der Praxis um ihre Selbstbeherrschung anders beschaffen ist, als die Theorie dies fordert. Allerdings klingt es noch erträglich, wenn der Japaner einen Europäer nur „Rotbart" nennt, gegenüber der groben chinesischen Bezeichnung „roter Teufel". Es steht aber fest, daß die Japaner christliche Missionare „Hunde" genannt haben. Dieses Schimpfwort ist übrigens auf der ganzen Welt im Brauch; der Hund ist ja das älteste und verbreitetste Haustier. Bei den Parsen steht dieses Tier so hoch im Ansehen, daß man seinen Namen nicht als Schimpfwort auszusprechen wagt. Viele afrikanische Negerstämme, deren Angehörige wegen ihrer leidenschaftlichen Liebe zu ihren Rindern bekannt sind, fehlt es in ihrem Schimpfwortvorrat an einer ganzen Reihe wenig schmeichelhafter Ausdrücke, an denen in der Welt sonst

Digitized by Google

kein Mangel zu sein pflegt. Stier gilt dort als Ehrenname. So wird auch in der Bibel der Eselname nicht in üblem, sondern in ehrendem Sinne gebraucht. Im heutigen Afrika rufen die Klageweiber dem Toten nach: „O mein Meister, mein Kamel, mein Löwe ...“ Anspielungen spöttischer Art, in Vergleichungen eines Menschen mit einem Kamel, die außer dessen Heimat so beliebt sind, finden dort keine Anwendung. Dafür bieten ihnen Vergleiche mit dem Hund allerlei Möglichkeiten zur Gemütserleichterung, denn er gilt überall als Verkörperung des Gemeinen, Schändlichen, Verächtlichen und Knechtischen. Die afrikanischen Hunde sind nicht anhänglich. Ob dies dafür spricht, daß die Eigenschaft der bei uns sprichwörtlichen Treue dieses Tieres sich erst später entwickelte, ist nicht leicht zu sagen. Gewiß ist nur, daß böse Schimpfworte, bei denen der Name des Hundes geläufig erscheint, von hohem Alter sind. Mohammedanische Völker bevorzugen die Benennungen der „unreinen“ Tiere: Hund und Schwein als Schelt- und Greuelworte;

Affengesicht.

Ochsenstoffel.

Digitized by Google

Mückenkopf.

Hündin oder „Sohn eines Hundes" kommt leicht über die Lippen der Bekenner des Islam. Schwer fällt es auch, den Grund anzugeben, weshalb manche Tiernamen sich so allgemein, im wegwerfenden und gehässigen Sinne gebraucht, eingeführt haben. Die Sitte, Kindern Tiernamen zu geben, ist alt und weit verbreitet; die größte Vorliebe dafür bezeigten die alten Germanen. Und wer erinnert sich nicht aus den Jahren seiner Jugend, da Indianergeschichten sein Entzücken bildeten, der gleichen Sitte bei diesem Volke? Man führt diesen Brauch auf die eigenartige Tierverehrung, den Totemismus, zurück, in jene Zeiten, wo der Mensch den Zuruf: „Du bist ein Hund" nicht wie heute als schimpflich auffaßte, sondern ihn wörtlich nahm in dem Sinne, daß der so Betitelte ein Hund sei, insofern die Seele eines Hundes von ihm Besitz ergriffen habe. Nach Hugo Cohn hatte eine solche Auffassung nichts Seltsames in einer Periode, da man fest davon überzeugt war, daß Menschen zu Tieren, Tiere zu

Habichtnase.

Digitized by Google

Menschen werden, daß Menschen von Tieren abstammen, wohl gar von den Tierahnen den Namen führen. Wann und wo es zuerst als beleidigend galt, in diesem Sinne als Hund bezeichnet zu werden, wer kann das wissen? Beim strengen Totemismus ist die Verachtung einzelner Tiergattungen nicht ausgeschlossen. Das Totemtier wechselt ja von Stamm zu Stamm, von Sippe zu Sippe, und das Totemtier des einen Gaues konnte den Bewohnern des Nachbargaues ein Gegenstand des Abscheus sein. Da liegt es nahe, zu vermuten, daß man aus Haß dem Gegner dadurch seine Verachtung bezeugte, indem man dessen Totemtier als Schimpfname auf ihn anwendete. Ausdrücke wie „Hundesohn" und „Stutensohn" sind sicher in der Urzeit ehrenvoll gewesen und haben erst später einen verächtlichen Klang erhalten. In der „Edda" heißt ein Held Hunding, das ist Hundesohn, und das Welfengeschlecht leitete seinen Namen von jungen Hunden her; mit Wölps, das ist Welf, bezeichnet man junge Tiere, besonders junge Hunde.

Heringseele.

Schafspeter.

In der Zeit, da sich bei uns die bürgerlichen Familiennamen zu bil-

Digitized by Google

Krummbeiniger Gockelreiter.

den begannen — die ersten erscheinen bekanntlich im Jahre 1106 in Köln — sind viele solcher dem Tierreich entnommenen Übernamen zu Familiennamen geworden. So entstanden wohl die meisten, wenn auch nicht alle Bürgerfamiliennamen wie: Bär, Wolf, Eber, Fuchs, Hirsch, Stier, Ochs, Kuh, Kalb, Roß, Bock, Katz, Hase, Fink, Falke, Storch, Kranich, Sperber, Adler, Geier, Spatz, Rabe, Hahn, Specht, Stieglitz, Schwalbe, Nachtigall, Taube, Täubler, Wurm, Holzbock, Hummel und Mücke.

Manche dieser von Tieren stammenden Namen galten damals, da sie zu erblichen Beinamen wurden, schon als ausgesprochene Schimpfwörter. Das erste urkundliche Zeugnis dafür, daß unsere Vorfahren Tiernamen als Scheltwörter verwendeten, findet sich im Gesetzbuch der salischen Franken aus dem ersten Jahrzehnt des sechsten Jahrhunderts; darin wird die Schimpfrede Hase und Fuchs mit je drei Solidi Buße bedroht. Das stimmt zu der Tatsache, daß diese Tiernamen von den alten Deutschen nie zur Bildung von Personennamen gebraucht

Alberne Gans.

Digitized by Google

worden sind, während sie unter den viel später entstandenen Familiennamen eine große Rolle spielen. Hase und Fuchs galten als Feiglinge, listige Betrüger oder Verräter; in diesem Sinn lag das Beleidigende eines solchen Schimpfwortes.

Mit „Schweinehund" muß in älteren Zeiten eine Hundeart bezeichnet worden sein, und zwar ein Hirten- oder Jagdhund, der „Saurüde". Dieses Wort war also nicht als Schimpfrede entstanden. Beliebt ist es wohl durch die Verbindung von zwei in verächtlicher Weise gebrauchten Tiernamen geworden; es wirkt doppelt verletzend und kann noch gesteigert werden durch vorgesetzte oder nachfolgende Eigenschaftsverteilungen, an denen in der Erregung nicht wenige zur Verfügung stehen. Zahlreich sind Schimpfwörter, die den Namen von Tieren aller Klassen entnommen sind und nach Lebensgewohnheiten und Eigenschaften, die an ihnen beobachtet wurden, in Aufnahme gelangten; man braucht sie im Zorn, oder in spöttisch-verletzendem

Wampige Kuh.

Gänskragen.

Digitized by Google

Maulaffe.

Sinne, um Beschränktheit, Tölpelei, Unwissenheit, Dummheit und allerlei zweifelhafte Wesensanlagen damit zu bezeichnen. Es ist nicht nötig, sie einzeln aufzuführen, denn sie sind unseren Volksgenossen nur zu gut bekannt. Seltener benützt man Namen und Vergleiche aus dem Tierreiche im Sinne von schmeichelnden Kosewörtern. Auch die Ähnlichkeit von Tieren spielt bei der Anwendung als Schimpfwort eine nicht geringe Rolle. Die Namen von Tieren, die man erst in späterer Zeit kennen lernte, fanden gleichfalls Aufnahme zur verächtlichen Charakterisierung. Kamel, Rhinozeros, Elefant, Nashorn, Chamäleon sind späte Errungenschaften, aber darum nicht weniger geläufig. Seit alter Zeit bezeichnete man einzelne Handwerker mit Spottnamen aus dem Tierreich. So nannte man den Schneider „Geiß"- oder „Ziegenbock", den Schuster „Pechhengst", den Seiler „Krebs", den Bäcker „Mehlwurm" oder „Teigaffe", den Barbier „Perückenhengst" oder „Bartfuchs", den Schmied „Rußwurm" und den Weinküfer „Kellerassel". Wer wüßte nicht, wen man als „Heringsbändiger", „Stockfisch" oder „Akten"- und „Bürohengst" bezeichnet? Weniger bekannt ist die Herkunft von

Dummes Kalb.

Digitized by Google

Schimpf- und Spitznamen für gewisse Beamte, Polizeiorgane und Nachtwächter, die oft insgesamt „Ordnungsbestien" gescholten werden. Viele dieser Bezeichnungen sind von dem Aussehen der Uniformen abgeleitet, welche die Beamten einst getragen haben. So nannte man die graugekleideten Rostocker Stadtsoldaten „Hechte"; in anderen Gegenden schilt man sie „Raupen", „Meisen", „Polypen", „Krebse" oder „Stieglitze". Die Förster heißt man wegen ihrer grünen Röcke oder Kragen „Laubfrösche". In der Soldatensprache boten die Art des Dienstes und die Uniformen manche Anlässe zu ähnlichen Spottworten; so nannte man die Kavalleristen „Roßbollenschüttler", die dunkel gekleideten Trainsoldaten „Mistkäfer" und die bayrischen grün gekleideten Kavalleristen „Grasmücken" oder „Heupferde". Im achtzehnten Jahrhundert zeichnete A. Gabler eine Reihe origineller Gestalten als Illustrationen zu „Nürnberger Schimpfwörtern". Einige davon sind in unseren Abbildungen wiedergegeben.

Spanferkelbauch.

Nachdenklich stimmt es, daß die Zahl der Schimpf- und Scheltnamen viel größer ist als die der Koseworte. Kinder werden gerne mit anderen Jungtieren verglichen und dann als junge Hunde, Kälber, Spatzen, Krabben, Käfer, Hummeln, Frösche und Würmchen bezeichnet; man sagt zu den Kleinsten gerne „Nackt- oder Hemdfrösche". Halbwüchsige Mädchen heißen Fische, Back-

Digitized by Google

fische, Frischlinge und Schmaltiere. Als Koseworte werden aber auch solche gebraucht, die sonst meist in beleidigender Absicht ausgesprochen werden, wie Kröte und Schaf. Hier macht der Ton die Musik und die besondere Eigenschaftsbezeichnung als „nette, hübsche Kröte" oder „süßes und liebes Schäfchen".

Hugo Cohn, der viele Schimpfnamen erwähnt, die von Völkern gegeneinander gebraucht werden, gelangte zu einem beachtenswerten Ergebnis. Während der Deutsche mit wenig schmeichelhaften Bezeichnungen, die von Stamm zu Stamm herkömmlich sind, nicht sparsam umgeht, darf behauptet werden, daß er gegen fremde Nationen, die ihn reichlich mit Tierschimpfworten benennen, nur in geringem Maße Gleiches mit Gleichem vergilt. Zu Luthers Zeit nannten uns die Italiener „deutsche Schweine", „Esel" und „Bestien". Napoleon I. brauchte 1812 den Ausdruck „Schweine" von seinen deutschen „Bundesgenossen". Beschimpfungen gleicher Art haben wir im Weltkrieg genugsam erfahren. „Die Kultur, die alle Welt beleckt", wie Mephisto sagt, änderte nichts an der Beliebtheit in der Anwendung von Schimpfworten aus dem Tierreich auf die menschliche Spezies. Und so wird es wohl noch lange bleiben, ja es besteht begründete Aussicht, daß es im politischen Verkehr dahinkommt, daß St. Grobianus heilig gesprochen werden dürfte.

Digitized by Google

Das Heil aus dem fernen Osten

Von Erich Palm / Mit 6 Bildern

Während der langen Kriegsjahre ist so viel Leid über die Menschen gekommen, daß es einer großen Zahl nicht möglich war, sich all diesen seelischen Zermürbungen gegenüber aufrecht und widerstandsfähig zu erhalten. Die Gegenwart ist schwer zu ertragen, und man weiß nicht, was die nächste Zukunft bringen wird. In einem Leben, das für Tausende den Grund verloren hat, treiben viele ziel- und willenlos dahin; andere versuchen nach jedem Phantom zu greifen, oder haschen nach jedem Hoffnungschimmer, der ihnen irgendwo ruheverheißend winkt. Alle möglichen Geheimwissenschaften erstehen wieder oder werden angeblich neu geordnet, und ihre Verbreiter suchen und finden Anhänger und Gläubige. Neue „geistige Orden" gibt es überall; besonders aber in den großen Städten. Wieder einmal glaubt man an alles und nichts zugleich. Man faselt vom Einfluß der Sterne auf Welten- und Menschengeschicke und vollführt ein ebenso heilloses als unsinniges und trübseliges Geschwätz, um die Art dieser Wirkung „einwandfrei" zu beweisen. Man bedient sich dazu sogar der Ergebnisse der Physik, trotzdem man angeblich alles verachtet, was von der modernen exakten Wissenschaft gelehrt wird, die angeblich zum Materialismus führte, den man zu verdammen geneigt ist.

Man mißachtet das bei uns Gewordene und giert nach „östlicher Weisheit". An Laotses und Konfuzius' Lehren hofft man von allem Leid zu genesen. Dabei vergißt man, daß die gesamte geistige, technische und wissenschaftliche Entwicklung Europas notwendig sich so gestalten mußte,

Digitized by Google

wie sie heute ist. Die Hinneigung zu den ethischen und moralischen Forderungen des um 450 vor Christus in China lebenden Konfuzius mag verständlich sein. Wir können die sittliche Bedeutung seiner Gedankengänge hochschätzen. Was wir aber nicht vermögen, das ist, ein Dasein zu führen wie die Chinesen. Das gesamte Leben Europas hat sich in einer Weise herangebildet, daß Wesentlichstes davon nicht zurückzunehmen ist. Dieselben Menschen, die es für nötig finden, uns zur Moral eines Konfuzius bekehren zu wollen, möchten und könnten am Ende doch nichts von allem vermissen, das wir den verlästerten europäischen Wissenschaften verdanken. Wagt jemand ernstlich, uns auch die „Weisheit" chinesischer Heilkundiger zu empfehlen, oder sollen wir etwa gar Epidemien nach chinesischer Art bekämpfen? In China befand sich die Medizin um das Jahr 1900 noch auf der gleichen Stufe, die sie zur Zeit des Konfuzius erreicht hatte. Um 450 vor Christus war ihr die griechische Heilkunst theoretisch und noch mehr prakt.sch überlegen.

Dr. Vortisch-van Vloten, ein Schweizer Arzt, der vor dem Kriege in China ein Spital leitete, berichtete 1914 über den Zustand der dortigen Heilkunde. Anatomische Kenntnisse besitzen die chinesischen Ärzte nicht, denn Studien an Leichen sind verboten. In Schanghai, das den Europäern offen stand, konnten nur selten Leichenöffnungen für Studenten der Medizin gewagt werden. Im Jahre 1904 wurden im Hause eines Missionsarztes zwei europäische Frauen vom Pöbel ermordet, weil sich im Spital ein Skelett befand, das zu Lehrzwecken diente. Das Volk behauptete, das Skelett stamme von einem Eingeborenen, den der Arzt umgebracht habe, um die Knochen zu irgend einem Zauber zu gebrauchen. Für den Arzt ist es gefährlich, bei Operationen abgetrennte Glieder

Digitized by Google

oder Geschwulstbildungen zu Studienzwecken aufzubewahren, denn bei den Einheimischen besteht der Argwohn, daß dies nur deshalb geschieht, um aus diesen Teilen irgend eine geheimnisvoll wirkende Arznei zu bereiten. Ja man ist überzeugt, daß ein fremder Arzt nur deshalb Operationen vornimmt, um aus dem Körper eines Menschen wichtige Teile für sich herauszuschneiden. Man glaubt, er lasse Patienten durch Gift sterben, um gewisse menschliche Eingeweide zu erlangen, aus denen er für die Europäer wunderwirkende Medizinen bereitet. In China gilt Menschenblut als kräftiges Heilmittel; man trinkt das Blut der Hingerichteten und ißt die Herzen der vom Scharfrichter Entleibten, um von Krankheiten befreit zu werden.

Was es in einem Lande bedeutet, in dem der Seelen- und Geisterglaube übermächtig ist, wenn ein europäischer Arzt, ein „fremder Teufel", eine Narkose vornimmt, wobei die Seele augenscheinlich den Körper verläßt, was doch nur durch Zauber möglich ist, läßt sich kaum ausdenken. Glaubt man doch, daß man einem anderen nahestehenden Sterbenden seine eigene Seele verschreiben könne, um ihn auf diese Weise am Leben zu erhalten. Bei dieser Zeremonie schreibt der Gesunde, nachdem er gebadet und gefastet hat, eine „Lebensversicherung" auf ein Blatt Papier, worin er bestätigt, so und so viele von seinen Lebensjahren dem Sterbenden zu schenken. Dieses Schriftstück wird damit rechtskräftig, daß man es vor dem Gott der Unterwelt verbrennt.

In China muß sich der fremde Arzt vor Operationen, die in der Narkose vorgenommen werden müssen, vom Kranken oder seiner Verwandtschaft eine schriftliche Einwilligung geben lassen, sowie das Versprechen abnehmen, ihm später keine Ungelegenheiten zu bereiten, wenn der

Digitized by Google

erwartete Erfolg ausbleiben sollte. Wer wollte sich, abgesehen von der totalen Unkenntnis in anatomischen Dingen, von einem Chinesen operieren lassen, der zur Narkose Alkohol und den Rauch einer schwach betäubenden Hanfpflanze benützt?

Rheinische Missionsgesellsch Barmen.

Aussätzige aus dem Asyl der Rheinischen Mission in Schautam, Provinz Kanton.

Und was hält man von der grausigen und empörenden Behandlung der Aussätzigen, die man überall aus der Nähe der Gesunden vertreibt und sie meist dahinbringt, daß sie ihr elendes Leben durch Selbstmord enden? Der chinesische Arzt will nichts von ihrer Behandlung wissen, und die menschenfreundlichen Lehren der alten Weisen Chinas finden dort in den Gemütern keinen Widerhall. So stand es bei uns nicht einmal mehr im angeblich dunklen Mittelalter mit seinen in jeder Stadt vorhandenen Aussatzhäusern. Nach altem Gesetz sollen die Aussätzigen von der chinesischen Regierung täglich drei Cents, etwa sechs Pfennige alter Währung, zum Lebensunterhalt bekommen; aber sie erhalten meist weniger oder nichts, weil diese Almosen entweder treulose und hab-

Digitized by Google

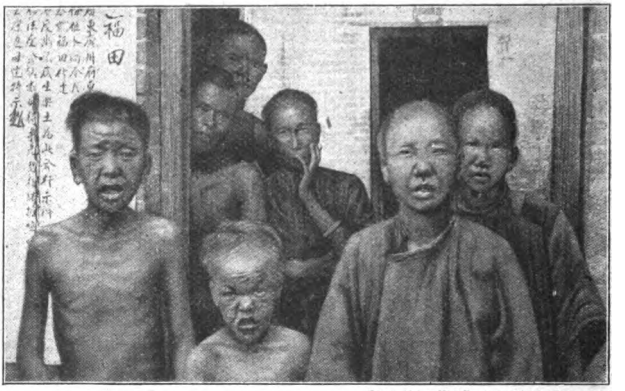
gierige Beamte oder auch gesunde Angehörige einstecken. Ganze Gesellschaften von Aussätzigen treiben sich im Lande umher, in Rotten von zwanzig bis zu zweihundert. Man erlaubt ihnen von Rechts wegen zu betteln, wozu ihnen durch ein amtliches Schriftstück die Erlaubnis gegeben wird. In China fristet eine Million Aussätziger auf erbärmliche Weise ein fluchwürdiges und bejammernswertes Dasein. Im ganzen gibt es für sie etwa zwanzig Asyle oder Kolonien, wovon viele erst von Fremden gegründet sind; diese Stätten beherbergen zusammen kaum viertausend dieser Elenden. In den Aussätzigendörfern Chinas darf jeder kommen und gehen wie er will, deshalb kann dort dieses Leiden nicht ausgerottet werden. Die Armen können weder leben noch sterben; nur ganz wenige sind fähig, mit ihren grausig verstümmelten, vereiterten, geschwürbedeckten Füßen und Händen noch irgendwelche Arbeit zu leisten.

Die Humanität der Chinesen ist wahrhaftig von merkwürdiger Art! Im Jahre 1912 baten katholische Missionare in Nan-ning den Präsidenten der Provinz, einen modern aufgeklärten Mandarinen, um Erlaubnis, für vierzig Aussätzige, die in einem elenden Dörfchen wohnten, ein Heim bauen zu dürfen. Sie erhielten die Antwort: „Ausländern wird nicht erlaubt, hier Gutes zu tun. Wir werden das selber besorgen.“ Kurz danach konnte man in einer Zeitung lesen, auf welche Weise das geschah: „Auf einem öffentlichen Platz vor Nan-ning war eine tiefe Grube hergestellt worden, deren Boden man mit Brennholz bedeckte. Eines Morgens war das Dörfchen der Aussätzigen von Soldaten umstellt, so daß niemand fliehen konnte; nun wurden sämtliche Kranke mit Weibern und Kindern nach der Stadt in die Grube getrieben. Als sich alle darin befanden, wurde Petroleum darüber

Digitized by Google

gegossen, die Soldaten schossen hinein, und die hellen Flammen verhüllten, was in der Grube geschah. Anschläge verkündeten danach, der Präsident habe dies befohlen, um alle Ansteckungstoffe mit einem Male aus der Gegend zu schaffen."

Durchschnittlich dauert dieses Leiden zehn bis zwanzig



Rheinische Missionsgesellsch. Barmen.

Eine Gruppe von Dr. Kühnes Aussätzigen in Tung-ku.

Jahre, bis allmählich alle Kräfte des Körpers erschöpft sind. Es ist aber nicht selten, daß Leute im Mannesalter aussätzig werden und ihre Beschwerden bis ins siebzigste und achtzigste Lebensjahr tragen müssen.

Im gewöhnlichen Leben entledigte man sich der Aussätzigen auf die unbarmherzigste Weise. Da bis zum Eintritt der Revolution in China den Eltern das Recht und die Entscheidung über Leben und Tod ihrer Kinder zustand, konnten sie einen am Aussatz Erkrankten zum Tod verurteilen. Oft band man solche Unglückliche mit dem Kopf nach unten an eine Leiter und stellte diese in einen Kübel, der mit Wasser gefüllt war, so daß der Arme

Digitized by Google

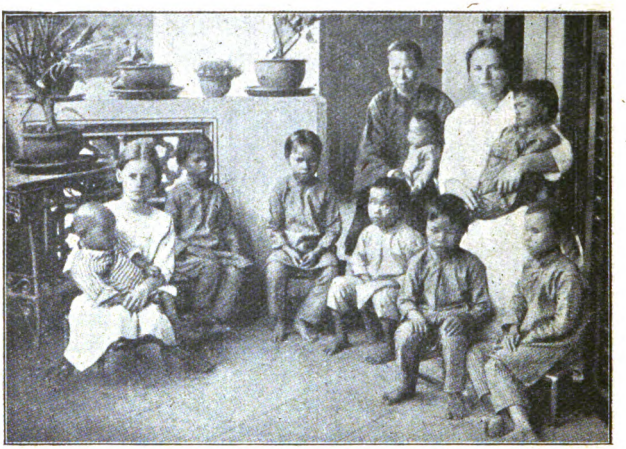
ertrank. So hatte ein Chinese beschlossen, seinen fünfundzwanzigjährigen Sohn, dem Hände und Füße teilweise abgefault waren, aus der Welt zu schaffen. Der Vater veranstaltete ein Festessen und ließ den Sohn, der sich weigerte, daran teilzunehmen, mit Gewalt herbeischleppen. Nun goß man dem Aussätzigen Wein und Schnaps ein, bis er sinnlos trunken war. In der Nacht lud man den Bewußtlosen auf eine Bahre und trug ihn, begleitet vom Vater und etlichen Ältesten, vor die Stadt, wo man eine Grube ausgehoben hatte. Man legte den Betrunkenen hinein, bedeckte ihn mit Erde und trat sie fest. Diese radikale Behandlung eines Aussätzigen ist nicht selten in China.

In Europa war der Aussatz in früheren Zeiten heimisch und weit verbreitet. Unter verzweifelten Anstrengungen der Ärzte lernte man in jahrhundertelangem Ringen über diese Geißel der Menschheit Herr zu werden. So wurden Grundlagen für die Seuchenbekämpfung gewonnen und die ersten Hygieneeinrichtungen getroffen. Durch gründliche Kenntnis des Aussatzes ist bei uns dieses Elend endlich überwunden worden. In Deutschland gab es 1905 noch vierzig, in Norwegen dreihundert und in Spanien viermal so viel Aussätzige. Hoch ist die Zahl dieser Unglücklichen in Ägypten, Kolumbien, Indien und Hawai.

Und wie steht es mit den zahllosen armen Blinden in China? — Die dortigen „blühenden Talente", wie man die Ärzte nennt, vermögen ihnen nicht zu helfen. So hat sich das Volk einen Gott geschaffen, „den göttlichen Augenarzt", zu dem man bei allen Augenkrankheiten pilgert. Der Blinde kann ja unterwegs betteln, gleich dem Aussätzigen. Unzählig sind die fast unmittelbar nach der Geburt Erblindeten; den von einheimischen Ärzten nicht erkannten Krankheiten ihrer Mütter verdanken die

Digitized by Google

Kinder, daß ihnen während der Geburt unreine Stoffe in die Augen dringen, die ihre Sehorgane vernichten. Seit unsere europäische Wissenschaft diese allerdings schwer erfaßbaren Zusammenhänge erkannte, und die Hebammen unterrichtet sind, in solchen Fällen besondere Vor-



Hildesheimer Verein für die Deutsche Blindenmission in China.

Deutsche Schwester mit ihrer chinesischen Gehilfin unter ihren blinden Kindern im Blindenheim der Station Kai-jang-tschau.

beugungsmittel anzuwenden, ist vielen Tausenden unschuldiger Kinder das Augenlicht bewahrt worden. Die meisten Erblindungen Jugendlicher in diesem Land haben nur diese traurig stimmende Ursache.

Mit unermüdlicher Geduld und Opferfreudigkeit arbeiten deutsche Missionsgesellschaften an der Bekämpfung der furchtbaren Krankheiten, den Plagen Chinas. Die „christlichen" Engländer haben sich nicht gescheut, die deutschen Schwestern des Blindenheims in Hongkong von ihrer Wirkungstätte zu vertreiben. Das Aussätzigenasyl,

Digitized by Google

an dem freilich nur die selbstloseste Nächstenliebe sich in den Dienst der Unglücklichen stellt, haben unsere Feinde dagegen nicht aufgehoben.

Wie der Aussatz durch Schmutz und Elend mitbedingt ist, so führt Unreinlichkeit und der Mangel an Einsicht in die elementarsten Gebote der Hygiene dazu, daß so viele Menschen erblinden. Mit schmutzigen Lappen wird das tränende, schmerzhafte Auge ausgewischt, bis Entzündung und Eiterung entsteht. Gefährliche Krankheitskeime werden durch das Reiben der Augen mit beschmutzten Fingern übertragen.

Rheinische Missionsgesellsch. Barmen.

Kinder im deutschen Blindenheim in Hongkong.

Menschen aber, die auf die Wissenschaften als Urheber des Materialismus schelten, ahnen nicht, wie verkehrt, ja geradezu frevelhaft ihr sinnloses Gebaren ist. Ihnen wäre zu wünschen, einmal in China nur unter Chinesen leben zu müssen. Sie würden dann mit tausend Schrecken erfahren, was es heißt, ohne die Ergebnisse der europäischen wissenschaftlichen Forschung leben zu müssen.

Ist denn das „Licht des Ostens", die hohe Weisheit, und sind denn die sittlichen Forderungen der großen Männer Chinas auch in die Herzen des Volkes gedrungen und zum Richtpunkt ihres Tuns geworden? — Nur eine Frage: Weiß man, daß in China der Kindermord, das Ertränken und Aussetzen weiblicher Wesen, die man nicht

Digitized by Google

aufzuziehen wünscht, bis zur Revolution wie vor Jahrtausenden geübt wurde? * Gewiß gab es einst auch in Europa eine Zeit, in der solche Grausamkeiten möglich gewesen sind. Diese primitiven Stufen sind indes längst überschritten; bei uns steht das keimende Leben unter

Hildesheimer Verein für die Deutsche Blindenmission in China.
Musizierende blinde Chinesinnen.

dem Schutz der Gesetze, ein Gedanke, den ein Chinese nicht begreift, wie sein Handeln millionenfach bezeugt.

Man macht so viel Wesens von der Ehrfurcht und Opferwilligkeit der Kinder den Eltern gegenüber. Gewiß ein schöner Zug, und Ausnahmen mögen auch hier die Regel bestätigen. Aber es bleibt dabei: man mordet Kinder oder verkauft sie! Noch im Jahre 1914 unternahm

* Vergleiche dazu Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens. Jahrgang 1919, Band 5, Seite 81—117.

Digitized by Google

die Regierung nichts gegen den Kindermord. Weibliche Wesen läßt man oft nur leben, um sie als Schwiegertöchter in ein anderes Haus zu verkaufen; das geschieht nicht selten schon in den ersten Lebenswochen; manchmal aber auch erst im Alter von eins bis drei Jahren. Man bietet ein kleines Schweinchen als Kaufpreis.

Säuglinge werden ein bis drei Jahre lang an der Brust genährt. Dann sucht man die Kleinen mit Reisbrei aufzuziehen, da tierische Milch nicht beliebt ist. Die von der Mutter gesäugten Kinder gedeihen meist gut; sobald aber der Kostwechsel beginnt, sterben sie in großer Zahl an Darmkrankheiten. An der für unsere Begriffe grauenvollen Unreinlichkeit bei der Nahrungsbereitung sterben auch zahllose Erwachsene an Darmleiden. Die chinesische Medizin ist ohnmächtig dagegen. Wie hätte sie auch bei der seit Jahrhunderten in wirren Theorien erstarrten Heilkunde für solche Zustände zureichende Mittel finden können. Die Behandlung ist meist viel schlimmer als irgend ein Leiden. Die „blühenden Talente" sind hilflos gegen Tuberkulose, Cholera, Typhus, Beriberi, Beulen- und Lungenpest. Diese am Volkskörper zehrenden Übel sind teilweise als Elendskrankheiten unausrottbar und als Schmutzkrankheiten beim Mangel jeder Hygiene noch viel weniger erfolgreich zu bekämpfen. Schmutz ist ein beschönigendes Wort, auf das chinesische Wohnungswesen und die grauenhaften Straßenzustände angewendet. Speisereste und allen Unrat schüttet man vor die Häuser und verläßt sich auf einen Regen, der den Mist fortschwemmt und Hunde, als „lebendige Schmutzkübel" und abscheuliche Allesfresser, die sogar den menschlichen Kot aufräumen müssen. Kein Wunder, daß man in China Hundefleisch noch lieber genießt, als das von Schweinen. Tollwut ist unter diesem verwilder-

Digitized by Google

ten Hundezeug nicht selten, und man kann sich vorstellen, mit welchen Hilfsmitteln die einheimischen Ärzte dagegen anrücken, wenn es überhaupt für nötig erachtet wird.

Die chinesische Baukunst ist malerisch und wirkt im Bilde, wie alles Fremdartige, nicht selten berückend; den unerhörten Schmutz sieht man ja auf Abbildungen nicht und noch weniger kann man ihn riechen. Ungeschminkte Schilderungen dieser Zustände würden in den ebenso verzückten als bewußt und unbewußt erlogenen Darstellungen unserer geistigen Weltwanderer übel wirken, die uns mit ihren östlich orientierten Heilslehren zu beglücken trachten und uns die „chinesische Erziehung zum Gemeinschaftsleben" als Mittel zur Überwindung unserer heutigen sozialen Nöte krampfhaft empfehlen.

Nein! Es ist nichts mit dem „chinesischen Glück im Winkel". Und ebensowenig mit der angeblich „weltüberlegenen Weisheit des Ostens". Wenn der Chinese mit seiner Weltanschauung und Lebensauffassung so glücklich wäre, wie er unseren verzückten Kulturerneuerern, Erlösungswinkelpredigern und „freien Philosophen" erscheint, die allerdings wahrhaft erschreckend frei sind von jeder Fähigkeit, philosophisch zu denken und zu folgern, warum gibt es dann außer China in der gesamten Welt kein Land, in dem der Selbstmord so alltäglich und selbstverständlich ist? — Oder fühlen sich die weltmüden, in behaglicher Sicherheit lebenden Apostel östlicher Unheilslehren etwa gar heimlich hingezogen zur Verneinung des Willens zum Leben?

In Fu-tschou gibt es eine berüchtigte Brücke, von der sich so viele Menschen in den Fluß stürzten, daß sich eine — fremde Gesellschaft bildete, die dort ständig vier Boote unterhielt, um Selbstmörder zu retten. Erwiesen ist, daß

Digitized by Google

jährlich etwa eine halbe Million Chinesen freiwillig ihr Leben enden. Man darf aber annehmen, daß nur die Hälfte der Selbstmorde bekannt wird. Danach verläßt jeder vierhundertste Mensch im Reiche der Mitte aus eigenem Willen eine Welt, die allerdings nur von seelisch Blinden als die beste der möglichen Welten angesehen werden kann.

Aber man empfiehlt uns trotz alledem mit krampfhafter Beredsamkeit, unser Heil im vorbildlichen Osten zu suchen. Europäische Prediger konfuzianischer Lehre, die in China nie zur Wirkung im Leben gelangte, vollführen ein großes Geräusch, um uns zur Weisheit des Ostens zu überreden. Wo ist in China das so gepriesene Gemeinschaftsleben? — Welch ein Martyrium an Leib und Seele erdulden dort die Aussätzigen und Pestkranken! „In einem Lande wie China hat der Arme keine Zeit, krank zu sein. Krankheiten von Weib und Kind pflegen vom Familienvater als unwichtig angesehen zu werden; sie können unheilbare Leiden sich zuziehen, weil man keine Zeit hatte, Obacht zu geben. ... Während der Hungersnot im Jahre 1878, die fast alle Gegenden der drei nördlichen Provinzen betraf, entwickelte sich ein so ausgedehnter Handel mit Frauen und Mädchen nach den mittleren Provinzen, daß man an manchen Orten keinen Wagen zu mieten bekam, da alle zum Transport von Frauen in Beschlag genommen waren. ... In anderen Gebieten, die von der Hungersnot heimgesucht waren, betrieb man den Verkauf von Weibern und Kindern so offen, wie den von Eseln. ... Während die Chinesen gegen Pocken ganz gleichgültig sind, haben sie vor Typhus große Angst. Wird einer fern von seinem Hause ergriffen, so pflegt ihn kein Mensch; denn jeder sagt: ‚die Krankheit ist ansteckend'. Selbst in der eigenen Familie kommt

Digitized by Google

es vor, daß man den Kranken in einen besonderen Raum verbringt und ihm ein Gefäß mit Wasser gefüllt neben das Bett stellt. Die Türe wird verschlossen und ein Stab hingelegt, womit ein paarmal des Tages die ängstlichen Verwandten den Leidenden antippen, um zu sehen, ob er noch am Leben sei."

Rheinische Missionsgesellsch. Barmen.

Aussätzige mit abgefaulten Fingern und Zehen.

In einem Tempel fand Dr. Vortisch-van Vloten ein etwa dreizehnjähriges Mädchen, abgemagert bis auf die Knochen; der Tempelwart erzählte ihm, daß ein Mann es hergetragen und ihm etwas Geld gegeben habe, um es noch ein paar Tage zu ernähren; es sei sein Schwiegertöchterchen, das er aber nicht mehr brauche und wolle.

Im Winter fand er in einem anderen halbzerfallenen Tempel eine aussätzige Frau unter einem noch nicht eingestürzten Dachvorsprung; ihr Sohn hatte sie dorthin bringen lassen, um sie los zu werden. Als die Zeit des Frühlingsfestes herankam, entfernte man die Frau aus dem Heiligtum. Nun ließ der Schweizer Arzt, der die Aussätzige leider nicht in sein Spital aufnehmen durfte, die

Digitized by Google

Unglückliche über den Fluß setzen, damit sie zu ihrem Sohn heimkehren möge. Jenseits des Flusses verbarg sich die Kranke zunächst in einem anderen alten Tempel und suchte dann im Flusse den Tod.

Man hat allen Grund, uns mit Märchen über den Geist des „Gemeinschaftslebens" in China zu verschonen. Was uns not tut, ist vor allem, daß wir zu uns selbst kommen. Die Weltanschauung des Ostens besitzt keine seelische Heilkraft für die Leiden unseres Volkes. Romantische Lügengeschichten und Kulturmünchhausiaden über China sollte man uns künftig nicht mehr unwidersprochen aufzutischen wagen. Europa, und Deutschland insbesondere, ist nicht Asien. Noch nicht Asien! Und am asiatischen Wesen ist nichts, woran die Leiden unserer Zeit genesen könnten. „Verhinderte" Dichter und geistige Hämlinge mögen weiterhin ihr betrübliches Tun fortsetzen und uns mit mehr oder weniger Geschick vorleiern, welch mystischer Zauber China umgebe. Die Welt ist nicht mehr so eng wie noch vor einem halben Jahrhundert. Vor der Wirklichkeit zerflattern zuletzt doch alle nur wortnebelhaften Verschleierungen. China, wie es ist, verglichen mit den phantastischen Zerrbildern der scheinbar „Geistigen" von heute und morgen, ist nicht das Land unserer Sehnsucht, unseres Hoffens. Bei aller hohen Bedeutung chinesischer Weisen längst verrauschter Jahrhunderte, werden es doch die wahrhaft Großen unseres Blutes sein, die wir als Helfer in der Not erkennen müssen.

Digitized by Google

Die Darmparasiten des Menschen

Von Dr. Frhr. v. Sohlern

Neben zahlreichen mikroskopisch kleinen Lebewesen, die zum Teil nützlich und für den geregelten Ablauf der Verdauung von großer Wichtigkeit, zum Teil aber als bösartige Krankheitserreger anzusprechen sind, beherbergt der Mensch gelegentlich in seinem Darmkanal auch tierische Parasiten, die sogenannten Eingeweidewürmer. Es handelt sich dabei hauptsächlich um zwei Gruppen: die Bandwürmer und die Rundwürmer.

Die Bandwürmer sind Plattwürmer, die aus einer oft sehr großen Zahl von Einzeltieren bestehen. Es sind gewissermaßen Kolonien, deren einzelne Glieder alle aus dem ersten Glied, dem sogenannten „Kopf", durch Teilung und Sprossung hervorgehen, und zwar in der Weise, daß stets die jüngsten Glieder dem Kopf am nächsten, die ältesten aber am Ende der Reihe sich befinden. Auf diese Weise erreicht der Bandwurm eine Länge von einem bis mehreren Metern. Der „Kopf" ist etwa stecknadelkopfgroß und trägt vier Saugnäpfe, zum Teil auch Saugrinnen, bei der Taenia saginata auch einen Hakenkranz. An den älteren Gliedern sieht man die seitenständige Geschlechtsöffnung und den feinverästelten Eierstock. Beim Bothriocephalus latus sitzt die Geschlechtsöffnung in der Mittellinie. Jedes dieser Bandwurmglieder (= Proglottiden) ist ein Einzelindividuum, das in seinem Innern viele Tausende von Eiern beherbergt. Diese bedürfen zu ihrer Weiterentwicklung zur sogenannten „Finne" der Aufnahme in den Körper

Digitized by Google

eines Zwischenwirts (Schwein, Rind, Hecht). Durch den Genuß des ungekochten Fleisches solcher kranken Tiere gelangt die Finne in den menschlichen Körper (Darm) und entwickelt sich nun hier ihrerseits als „Kopf" wieder zu einem neuen Bandwurm.

Für unsere Gegenden kommen hauptsächlich drei Arten in Betracht: erstens die Taenia solium (Zwischenwirt: Schwein), zweitens die Taenia saginata (Zwischenwirt: Rind), drittens der Bothriocephalus latus (Zwischenwirt: Hecht, Quappe, Lachs).

Weitere Arten, wie die Taenia nana und andere, kommen bei uns in Deutschland nur selten vor.

Im allgemeinen sind die Bandwürmer, wenigstens die beiden erstgenannten Arten, ziemlich harmlose Schmarotzer. Ihr Nachweis geschieht in der Regel durch das mehr oder weniger zufällige Auffinden von Wurmgliedern im Stuhl, deren genaue Untersuchung die Feststellung gestattet, um welche Art es sich handelt. Die sonstigen Symptome, die durch die Anwesenheit von Bandwürmern hervorgerufen werden können, sind sehr unsicher und vielgestaltig und können sich von leichten Störungen, wie Kitzeln in der Nase, Mattigkeit, Verstimmung, Jucken, gelegentlichen Magen- und Leibschmerzen, Diarrhöen, Speichelfluß, anfallsweise auftretendem Heißhunger oder Appetitlosigkeit, Kopfschmerzen, bis zu schweren Krankheitsbildern mit Erbrechen, Erweiterung der Pupillen, Herzklopfen, Bettnässen, Blutarmut und Krämpfen steigern. Speziell der Bothriocephalus latus verursacht schwere Blutarmut. Da aber all diese Erscheinungen auch bei anderen Erkrankungen vorkommen, so sind sie nicht mit Sicherheit für die Diagnose Bandwurm verwendbar, solange eben nicht durch das Auffinden von Gliedern der sichere Beweis für die Anwesenheit des Schmarotzers

Digitized by Google

erbracht ist. Doch eventuell lassen sich, wenn aus den sonstigen Symptomen auf Bandwurm geschlossen wird, die Eier desselben mittels des Mikroskops im Stuhl nachweisen.

Erst nach dieser Sicherstellung der Diagnose sollten Abtreibungskuren unternommen werden. Ausschlaggebend für den Erfolg dieser Behandlung ist, daß der „Kopf", als der „Vater" des ganzen Bandwurms, mit abgeht, da sich sonst von diesem aus neue Glieder, also ein neuer „Wurm" entwickelt. Der Abgang des Kopfes muß durch genaue Untersuchung des abgetriebenen Wurms und des Kotes sichergestellt werden.

Für die Bandwurmkur kommen verschiedene Mittel und Methoden in Betracht, deren Auswahl aber unbedingt dem Arzt zu überlassen ist. Jede Bandwurmkur erfordert eine ziemlich an- und eingreifende Prozedur, die mit einer recht heftigen Reizung des Magens und Darms einhergeht, und die dabei anzuwendenden Mittel sind keineswegs harmlos. Sie können bei zu starker Dosis zu schweren Vergiftungen, ja zu Erblindung führen. In bestimmten Fällen, wenn nebenher noch andere Krankheiten oder die Neigung zu solchen besteht, so bei zahlreichen Magen- und Darmerkrankungen, kann eine Bandwurmkur schweren Schaden bringen und ist dann unbedingt zu vermeiden. Auch bei hohem Alter, großer Schwäche und Hinfälligkeit besteht hohe Gefahr und ist dann die Kur lieber zu unterlassen. Das alles kann aber nur der Arzt richtig beurteilen.

Aus allen diesen Gründen ist die eigenmächtige Vornahme einer solchen Abtreibungskur durch den Laien, der vielleicht sogar die Würmer nur vermutet oder auch in seinem Stuhl Wurmglieder festgestellt zu haben glaubt, unbedingt zu unterlassen. Recht häufig sind diese angeb-

Digitized by Google

lichen oder vermeintlichen Wurmglieder nichts anderes als Schleimhautfetzen oder Speisereste und werden vom Laien falsch gedeutet.

Vor leichtsinniger Anwendung der im freien Handel etwa erhältlichen Bandwurmmittel ist jedenfalls dringend zu warnen. Man frage stets den Arzt.

Ein sicherer Schutz vor Bandwürmern ist nur durch die Vermeidung von rohem oder mangelhaft gekochtem Rind- und Schweinefleisch und von zu schwach geräucherten Fischen (Lachs, Hecht, Quappe) zu erreichen.

Zur zweiten Gruppe von Darmschmarotzern, den Rundwürmern, gehören im wesentlichen die zurzeit außerordentlich häufigen Spulwürmer (Ascaris lumbricoides) und die gleichfalls sehr verbreiteten Madenwürmer (Oxyuris vermicularis). Von geringer praktischer Bedeutung ist noch der Peitschenwurm (Trichocephalus dispar).

Der Spulwurm, ein zehn bis vierzig Zentimeter langes, regenwurmähnliches, an beiden Enden spitz zulaufendes Tier, hält sich hauptsächlich im Dünndarm des Menschen auf, wo er sich ohne Zwischenwirt entwickelt. Die Ansteckung erfolgt durch Einbringung entwicklungsfähiger Eier in den Magendarmkanal. Dabei spielen unhygienische Verhältnisse, schmutzige Hände, ungekochte, vegetabilische Nahrungsmittel, verunreinigtes Trinkwasser und ähnliches eine bedeutsame Rolle. Deshalb findet sich die Wurmerkrankung auch überwiegend bei Kindern, die alles anfassen und in den Mund stecken, bei der ärmeren oder bei unreinlicher Bevölkerung, bei unsauberen Irren und bei unkultivierten Völkern. Die Spulwürmer kommen im Darm einzeln und bis zu sehr zahlreichen Exemplaren vor. Ich erinnere mich eines Falles bei einem Negerkind in Mittelamerika, bei dessen

Digitized by Google

Sektion viele Hunderte von Askariden im Darm gefunden wurden.

Für gewöhnlich ist der Spulwurm als harmloser Schmarotzer anzusehen, doch kann auch er zu recht lästigen, ja zu recht schweren Erkrankungen Veranlassung geben. In vielen Fällen macht er keinerlei Beschwerden, in anderen wieder verursacht er ähnliche Symptome in allen Abstufungen wie bei den Bandwürmern. Nicht selten werden Spulwürmer erbrochen oder gelangen durch die Nase nach außen. Sie können in die Gallengänge einkriechen und dort Gelbsucht oder schwere Gallenkoliken hervorrufen. Wenn zahlreichere Exemplare vorhanden sind, können sie sich gelegentlich zusammenballen und so zu schweren Hindernissen in der Darmpassage werden, ja unmittelbar Darmverschluß herbeiführen.

Je nachdem können Spulwürmer im Darm ganz unbemerkt bleiben oder sie werden nur durch gelegentlichen Abgang eines Wurms festgestellt. Wo aber infolge der oben geschilderten Symptome Verdacht auf Wurmerkrankung vorliegt, läßt sich ihr Vorhandensein durch den mikroskopischen Nachweis der im Stuhl massenhaft auftretenden Wurmeier leicht erbringen. Diese mikroskopische Untersuchung des Stuhls sollte auch dann vorgenommen werden, wenn auch nur einmal e i n Wurm abgegangen ist, da ja damit nicht gesagt ist, daß noch mehrere vorhanden sind und somit möglicherweise eine Kur unnötig ist.

Bezüglich der gegen die Spulwürmer anzuwendenden Kuren gilt ungefähr das gleiche, was oben betreffend der Bandwurmkuren gesagt wurde. Auch die hier in Betracht kommenden Mittel sind giftig, können also, in zu großen Mengen oder unrichtig genossen, zu Vergiftungserschei-

Digitized by Google

nungen, namentlich auch zu Nierenschädigungen führen. Deshalb sollten auch in diesem Falle lieber keine Kuren auf eigene Faust unternommen, sondern erst der Arzt befragt werden, der zunächst durch mikroskopische Stuhluntersuchung festzustellen hat, ob überhaupt Spulwürmer vorhanden sind. Auch eine Untersuchung des Urins sollte vor Beginn der Kur erfolgen. Endlich kann der Arzt durch das Mikroskop nach beendeter Kur leicht feststellen, ob etwa noch Würmer vorhanden sind, die Kur also nach einiger Zeit nochmals wiederholt werden muß.

Am unschuldigsten, aber sehr häufig, und recht schwer zu vertreiben sind die Madenwürmer (auch Springwurm oder Pfriemenschwanz), kleine, weiße, fadenförmige, manchmal lebhaft sich bewegende, ein bis vier Zentimeter lange Würmchen, die im Dickdarm vom Kot leben und besonders abends und nachts aus dem After auswandern. Sie verursachen dadurch sehr lästiges Jucken, das den Schlaf stören und bei langer Dauer zu nervösen Schädigungen, Mißstimmung und anderem führen kann. In seltenen Fällen entstehen auch schwere Schädigungen durch Entzündungen der Mastdarmschleimhaut, Mastdarmvorfall und so weiter. Bei weiblichen Personen können die Würmer auch nach den Geschlechtsteilen überkriechen und hier ähnliche lästige Erscheinungen zeitigen.

Auch bei der Verbreitung dieser Madenwürmer spielen, wie wir gleich sehen werden, unhygienische Verhältnisse und Unreinlichkeit eine große Rolle. Manchmal leiden infolgedessen ganze Familien an der Erkrankung.

Zur Vertreibung dieser Schmarotzer werden eine Menge verschiedener Mittel und Maßnahmen empfohlen, aus deren großer Zahl schon hervorgeht, daß keines ganz befriedigt. Immerhin gelingt wohl auch hier bei ener-

Digitized by Google

gischer und verständiger Durchführung der Kur oder wenn nötig, bei mehrfacher Wiederholung derselben schließlich die endgültige Vertreibung der Parasiten.

Das Haupterfordernis dabei ist die Verhütung der dauernden Selbstansteckung. Die Würmer entleeren nämlich ihre Eier in der Umgebung des Afters oder sie werden dort zerdrückt und so die Eier frei. Durch Berührung dieser Gegend mit den Fingern bei Gelegenheit der Reinigung oder beim Kratzen (wegen des Juckens, besonders nachts im Schlaf) gelangen die Eier an die Hand, bleiben hier haften, werden, namentlich bei mangelhafter Reinlichkeit (Kinder) zum Mund geführt und entwickeln sich dann im Darm wiederum zu neuen, wieder Eier erzeugenden Würmern. Es ist also neben der eigentlichen Kur hauptsächlich auf peinlichste Reinhaltung der Finger und Fingernägel (besonders nach jeder Stuhlentleerung) zu achten und namentlich nachts die Berührung des Afters durch Tragen geschlossener Hosen zu verhüten. Sonst hat alles Einnehmen weder Sinn noch Zweck.

Ganz allgemein ist jedenfalls beim Verdacht auf Würmer vor eigenem Herumdoktern zu warnen. Der Arzt kann feststellen, ob Würmer vorhanden sind, und welcher Gruppe sie angehören. Er wird dann je nach Lage des Falles das entsprechende Mittel verordnen.

Digitized by Google

Klinische Behandlung kleiner Haustiere

Von Professor L. Hoffmann
Mit 6 Bildern von H. Wolter, Berlin

Von unseren Haustieren stammt der größte Teil aus Asien, einige kamen aus Afrika und Amerika. Seit dem achtzehnten und besonders im folgenden Jahrhundert sind in zoologischen, sogenannten Akklimatisationsgärten viele Versuche gemacht worden, weitere Haustiere zu gewinnen; die Bemühungen blieben jedoch erfolglos. Leicht ist es, junge, wildlebende Tiere einzufangen und zu zähmen, aber nichts ist schwerer, als sie dauernd in ihren Nachkommen als Haustiere zu erhalten. Knochenreste, die man in Pfahldörfern im Seegrund, im Moor oder sonstwo gefunden hat, zeigen das Knochengefüge vom Rind, Pferd, Hund und Schwein in gleicher Beschaffenheit wie das der heutigen Haustiere. Porös und locker ist das Gefüge; es ist leicht von gleichzeitig versenkten Resten damals und heute noch wild lebender Tiere zu unterscheiden. Nur die Knochen der wildlebenden Geschöpfe eignen sich zur Herstellung von Werkzeugen, Nadeln und Pfriemen.

Lange Zeiten müssen verflossen sein, bis an den Haustierarten derartig erblich gewordene Umänderungen an dem ursprünglich härteren Knochengefüge entstehen konnten. In anderer Hinsicht ändern sich kleine, sportlich gezüchtete Rassen verhältnismäßig rasch. Auch an Widerstandsfähigkeit gegen Erkrankungen, Unempfindlichkeit gegen Schmerz und schnelle Heilung von Verwundungen haben die Haustiere gegenüber den wild

Digitized by Google

Lebenden viel verloren; sie sind weicher und empfindlicher geworden. Manche Sportrassen, beispielsweise die Kropf-, Purzler- und Radschwanztauben, die kleinen Affenpintscherchen, müssen äußerst sorgsam behandelt werden; sie besitzen, durch sportliche Überzüchtung degeneriert, kaum noch die Fähigkeit, sich fortzuerhalten. Auch die Lebensdauer einzelner Haustierarten, die uns zur Arbeit und Nahrung dienen, ist gesunken. Das heutige Durchschnittsalter der Pferde beträgt nur drei bis vier Jahre, während einzelne, gut gehalten, fünfzig Jahre erreichen können. Durch Züchtung hat sich die Gesamtzahl der gleichzeitig lebenden Haustiere bedeutend erhöht, und das Fortbestehen der Rassen ist in hohem Grade gesichert.

Bei dem hohen Wert der Haustiere und ihrer Anfälligkeit für Krankheiten ist es begreiflich, daß man sich früh um die Erhaltung ihrer Gesundheit und ihres Lebens bemühte. Solange Haustiere gezüchtet und gebraucht wurden, mußte die fortgesetzte Beobachtung bei auftretenden Erkrankungen eine gewisse Menge von Erfahrungen ergeben. In der indischen Literatur erhielten sich tierärztliche Aufzeichnungen, und auf altägyptischen Denkmälern fand man Darstellungen tierärztlicher Verrichtungen. Das erste große Werk über Pferdekrankheiten schrieb der 349 vor Christus geborene griechische Feldherr Xenophon; im gleichen Jahrhundert schrieb Apsyrtos und Hierokles über die Behandlung der Pferde. Zahlreiche Beobachtungen über Erkrankungen der Haustiere finden sich bei Aristoteles im achten Buch seiner Tiergeschichte. Der „Vater der Heilkunde", Hippokrates, der im fünften Jahrhundert vor Christus sein Werk schrieb, achtete Menschen- und Tierheilkunde gleich hoch, denn er beschrieb beispielsweise die Krankheit und Be-

Digitized by Google

Andrang vor der Poliklinik für kleine Haustiere.

Digitized by Google

handlung einer Ziege ebenso ausführlich wie irgend ein Leiden des Menschen. Noch lange nachher bestand die Verordnung, daß der Arzt für die Heilung eines erwachsenen Haustieres als Belohnung ein Junges von der gleichen Art erhalten soll.

Bei den alten Krieger- und Reitervölkern verstanden die Besitzer der Tiere diese im Erkrankungsfalle zu behandeln, und meist waren es Hufschmiede, die ihre Anordnungen ausführten. Zur Zeit der alten römischen Großgrundbesitzer war es Pflicht eines Verwalters, die Krankenbehandlung bei den Haustieren zu besorgen. Anfänge der Tierbehandlung finden sich bei den Römern in den landwirtschaftlichen Aufzeichnungen von Cato, Varro und Columella. Der Dichter Virgil schrieb gleichfalls über Tierkrankheiten. Im altrömischen Heere gehörte der mulomedicus = Maultierarzt zu den Sklaven; im zivilen Verhältnis lagen die Dinge ähnlich. Unter gewöhnlichen Umständen behandelten die Besitzer ihre Tiere selbst, bei schwereren Fällen ließ man Leute kommen, die sich berufsmäßig damit beschäftigten. Meist waren dies Schmiede, Schäfer oder Kleemeister, und da ein Teil dieser Gewerbe als unehrlich galt, wurde die Ausübung der Tierheilkunde ebenso erniedrigt; das währte durch das ganze Mittelalter und die Neuzeit, teilweise bis in das neunzehnte Jahrhundert.

In Byzanz, dem heutigen Konstantinopel, entstanden vom siebenten bis zum elften Jahrhundert unserer Zeitrechnung zahlreiche tierärztliche Werke, die sich bis heute erhielten. Am meisten beschäftigte man sich mit den Krankheiten der Pferde; dagegen schenkte man denen der übrigen Haustiere wenig Beachtung, bis sich seit 1711 die Rinderpest in Europa verbreitete. Damals entstand der Gedanke, zur Tierpflege besondere Anstalten zu gründen, an denen

Digitized by Google

Männer herangebildet werden sollten, um der Seuche zu begegnen. In Lyon wurde 1761 die erste Tierarzneischule gegründet und staatlich unterstützt; dann folgten nach und nach die übrigen europäischen Kulturstaaten diesem Beispiel. Die wissenschaftliche Tätigkeit und der Unterricht blieben aber noch längere Zeit beschränkt; für freie Forschung waren die Mittel gering, weil diese die

Kleine Patienten warten auf Behandlung.

allgemeine Medizin für sich beanspruchte. Erst mit den allgemeinen technischen und naturwissenschaftlichen Fortschritten und der Hebung des staatlichen Reichtums gelangte auch die Tierheilkunde nach über hundert Jahre fortgesetztem Ringen zu Erfolg. Als dann endlich die Tierarzneischulen als Hochschulen mit in den Kreis der übrigen Wissenschaften einbezogen wurden, gewann sie durch die Entwicklung ihrer Forschungen ein großes Arbeitsfeld. Die Bekämpfung der Tierseuchen sind Sondergebiete der Tierheilkunde geworden, und für diesen

Digitized by Google

volkswirtschaftlich wichtigen Teil der Wissenschaft verlangt man nach dem ersten abgelegten Tierarztexamen noch ein besonderes Studium und weitere Examina.

Die Menge der Krankheiten, die der Tierarzt zu behandeln bekommt, ist größer und vielgestaltiger als die beim Menschen. Die hochgezüchteten Haustiere sind empfänglich für fast alle Krankheiten, die auch beim Menschen vorkommen, und dann gibt es bei jeder Tierklasse, Säugetieren, Vögeln, Fischen und Insekten, noch besondere Erkrankungen. Alles was leidend wird von Tieren, die der Mensch nur in Gefangenschaft oder als Haustiere hält, vom Elefanten und Löwen und allen anderen Insassen eines zoologischen Gartens bis zu dem winzigen Stubenvogel eines Hagestolzen oder den Patient gewordenen Karpfen einer Fischzucht oder den Kranken einer Seidenraupenhaltung, ist, je nach seiner organischen Bildung, auch zu besonderen Arten von Erkrankungen geneigt. Die Tiere können ihr Leid und ihre Schmerzen nicht in Worten klagen, wie dies beim Menschen dem Arzt gegenüber der Fall ist. Aber der Tierarzt hat für seine Untersuchung zur Feststellung der Krankheiten auch den Vorteil, daß die Patienten nicht absichtlich Falsches, Irreführendes berichten und durch Simulationen zu täuschen suchen. Durch Anwendung eines reichen Untersuchungsapparates kann in der Tierheilkunde die Erkennung und Einteilung der Krankheiten mit derselben Genauigkeit erfolgen wie in der Menschenheilkunde.

Tierärztliche *Hochschulen* befinden sich in Berlin, Hannover, Dresden, München und Gießen. *Tierkliniken* werden zum Zweck des Unterrichts für die Ausbildung von Tierärzten gehalten. Es handelt sich um eine ganze Gruppe von Kliniken; für die Tier-

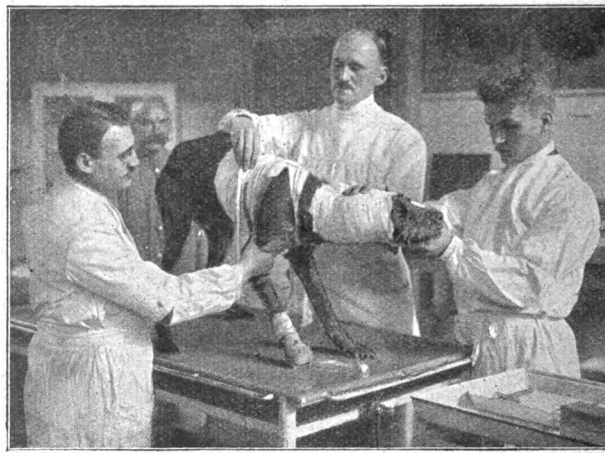
Digitized by Google

heilkunde bestehen zwei Hauptabteilungen mit je drei Unterabteilungen, und zwar für große Haustiere, Pferde und Rinder, und dann für alle übrigen kleineren Haustiere. Weiter bestehen stationäre, ambulatorische Kliniken und die Poliklinik. In der stationären ist Spitalbehandlung mit den getrennten Abteilungen für innere, äußere, Haut- und ansteckende Krankheiten vorgesehen. In der Poliklinik werden die von den Besitzern zugeführten Tiere behandelt, die dann zur Nachbehandlung wieder mit nach Hause genommen werden. Die ambulatorische Klinik besucht die Patienten am Wohnort ihrer Eigentümer.

Bei der Tierheilkunde bestehen die gleichen Verhältnisse wie für die humane Medizin; auch der Unterricht und die Krankenbehandlung erfolgen nach denselben Grundsätzen. Den unüberbrückbaren Unterschied zwischen Menschen- und Tierheilkunde bilden die Patienten. Der Mensch hat unberechenbaren ideellen Wert, und jeder Arzt hat die Pflicht in jedem Falle, das menschliche Leben des Kranken bis zur äußersten Möglichkeit zu erhalten. Das Tier aber besitzt nur Geldwert, und der Besitzer ist Herr über Leben und Tod. In jedem Krankheitsfall hat der Tierarzt, nachdem er untersucht und den wahrscheinlichen Verlauf der Krankheit festgestellt hat, auch die etwa entstehenden Kurkosten auszurechnen, sie mit dem Wert des Tieres zu vergleichen, ob die Kur für den Besitzer lohnt. Wird bei Lieblingstieren, solange noch mit ihnen das Mitleid sehr rege ist, diese Wertfrage nicht gleich anfangs entschieden, so tritt sie später von selbst auf, wenn die Kur zu lange währt und mehr Kosten verursacht oder die erhoffte vollständige Wiederherstellung ausbleibt. Diese grundsätzliche Verschiedenheit hat die Entwicklung der Tierheilkunde jahrtausendlang zurückgehalten.

Digitized by Google

Bei der Behandlung kranker Tiere werden Zwangsmittel so angewendet, daß sie als solche meist gar nicht empfunden werden. Man wendet hauptsächlich Suggestionsverfahren an, die zum hypnotischen Schlaf führen. Diese Methode kommt bei jedem Patienten in geeigneter Weise zur Anwendung. Auf unseren Abbildungen sieht man an verschiedenen Tieren eine oder



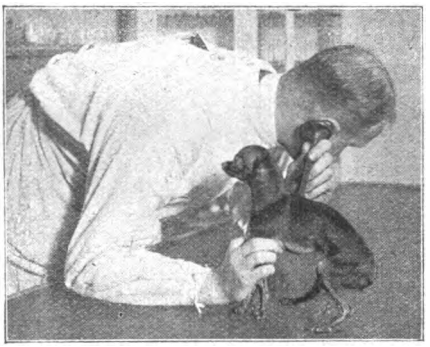
Anlegen eines Verbandes.

mehrere Hände angelegt oder einen Griff, wodurch bei dem Tier unter gleichzeitigem suggestiven Zureden Willenlosigkeit erzielt wird. Zur Durchführung großer, schmerzhafter Operationen reicht aber die Hypnose nicht überall aus; man schreitet dann zur Narkose, zur Einschläferung durch betäubende Mittel.

Eine peinliche Arbeit ist die Untersuchung eines hautkranken Hundes. Die mit dem bloßen Auge sichtbaren Veränderungen werden sorgfältig gereinigt und

Digitized by Google

behandelt. Zur genauen Diagnose muß aber noch das Mikroskop angewandt werden. Eine ganze Flora und Fauna pflanzlicher und tierischer niedriger Lebewesen kann sich in den Haaren, auf und in der Haut als Schmarotzerwesen festsetzen und krankhafte Erscheinungen hervorrufen. Jede besondere Art wird aber am besten mit nur einem oder einigen Mitteln vertilgt, die bei einer anderen wenig leistet oder auch ganz unwirksam bleiben kann.

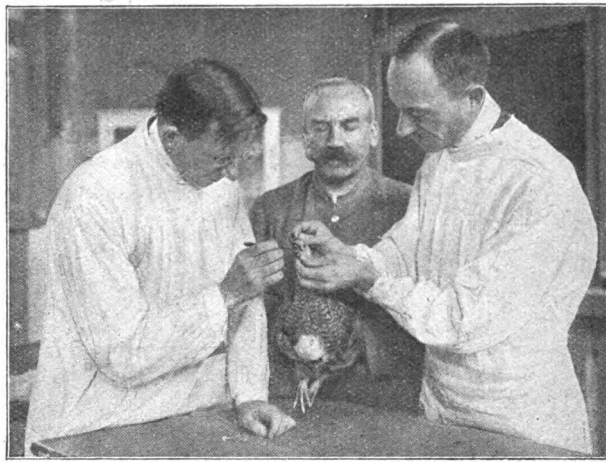


Untersuchung mit dem Stethoskop.

Ergibt die erste Untersuchung in der Poliklinik ein leicht heilbares Leiden, so wird der Besitzer darüber aufgeklärt; er erhält ein Rezept und kann das Tier zu Hause nach Anordnung selbst behandeln. Andernfalls ist es geraten, den Patienten der Spitalklinik zur Heilung zu überlassen. Besteht der Verdacht auf Lungenerkrankung, dann wird das Hörrohr, auch Stethoskop oder Schalltrichter genannt, gebraucht. Bei jedem Ein- und Ausatmen entstehen normalerweise in den Lungen feine Geräusche, die bei Erkrankung anders gehört werden. Legt man das Ohr an die Brustwand an, so vernimmt man die in dieser Brusthälfte vorhandenen Geräusche; ein dort aufgesetztes Hörrohr leitet nur die unmittelbar unter ihm vorhandenen, und auch solche mehr aus der Tiefe, in verstärktem Maße zum Gehör

Digitized by Google

des Untersuchenden, der daraus Schlüsse zieht, wie groß und von welcher Art die Erkrankung sein wird. Bei dem Huhn, das auf einem unserer Bilder zu sehen ist, handelt es sich um Untersuchung und Behandlung der Schnabelhöhle. Der festgehaltene Vogel wird an Kamm und Bartlappen gefaßt und durch kleinen Gegenzug damit auch der Schnabel geöffnet, wodurch ein tiefer Ein-



Behandlung eines Huhnes.

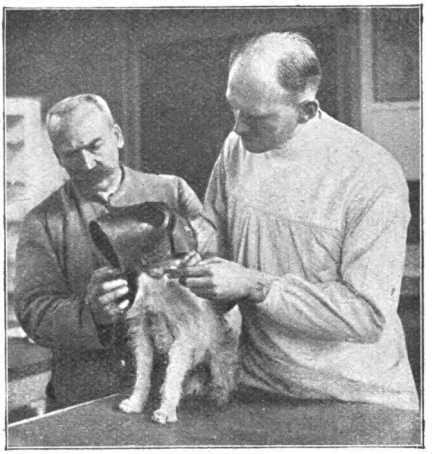
blick bis in den Kehlkopf möglich wird. Die gefährliche, ansteckende Geflügelkrankheit, der „Pips", wird durch ein täglich mehrmaliges Auspinseln behandelt.

Bei Hunden heilen oberflächliche, rein gehaltene Wunden rasch, weshalb auch die übrigens irrige Meinung besteht, daß Verletzungen, die der Hund belecken kann, keiner Behandlung bedürfen. Die durch Lecken herbeigeführte Reinhaltung ist zwar ganz gut, aber der durch die Zunge ausgeübte Reiz wirkt auf die Heilung

Digitized by Google

verzögernd. Tiefergehende Wunden, besonders solche mit Taschenbildungen, eitern bei Hunden rasch und heilen schlecht; sie müssen sorgsam tierärztlich behandelt werden.

Da kein Tier begreift, daß ein ihm angetaner Schmerz in guter Absicht auf Besserung seines Zustandes erfolgt, ebensowenig, wie es einen Begriff von Leben und Sterben hat, so begreift es auch nicht die sorgsamste tierärztliche Behandlung, und wenn sie lebensrettend wäre. Deshalb wird der Tierarzt für seine Mühen nachträglich von manch einem seiner Patienten angefallen und wohl auch gebissen. Viele Tiere suchen sich vor ihrem Helfer zu verstecken. Es gibt aber auch Ausnahmen. Tiere halten oft zu einem Verband musterhaft still; sobald sie aber wieder frei sind, suchen sie ihn abzuschütteln oder wegzureißen. In manchen Fällen erhält deshalb der Verband einen Schutz durch eine erhärtende Gipsbinde; ein Verband am Kopfe wird durch eine lederne Schutzkappe umhüllt, und Brust- und Rückenverband schützt man gleichfalls durch eine große, den ganzen Oberkörper bedeckende Lederdecke. Selbstverständlich sind diese



Sicherung eines Verbandes durch Anlegen einer ledernen Schutzhülle.

Digitized by Google

Verbandschutzmittel für die Tiere unbequem; sie sind Zwangsmittel, über die man aber in der Tierheilkunde so rasch nicht hinwegkommen wird. Immerhin bieten das bessere Verständnis des Seelenlebens der Tiere und die hohe Dressurfähigkeit des Hundes Aussichten, daß auch der letzte Rest Zwang verschwinden, jedenfalls tunlichst eingeschränkt werden wird, da der Hund bald lernt, selbst auf den Operationstisch zu springen, und sich selbst passend niederlegt, um lange Zeit und täglich einen schmerzhaften Eingriff über sich ergehen zu lassen, ohne zu zucken, und nachher in großer Freudigkeit den Operateur umtanzt.

Digitized by Google

Verkannt

Erzählung von Mery Razzi-Ceric

Der Frühling war wieder in das Meraner Städtchen eingezogen. Oben am Küchelberge begannen die Pfirsich- und Mandelbäume zu blühen, und die Luft durchzog ein feiner Blumenduft von den in Blüten stehenden Gärten und Kuranlagen. Die Wandelhalle, die sich längs des Passerflusses hinzieht, war überfüllt von Kurgästen. Um die Nachmittagstunde spielte die Kurmusik.

Nun mußte die Mädchenhandelschule, die hinter der Wandelhalle liegt, aus sein, denn einige Mädchengruppen mit der Schulmappe unter den Armen schritten plaudernd der Promenade zu. Die Kranken blickten den lebensfrohen, jugendlichen Gestalten nach, und so manchen Leidenden erfüllte neue Kraft und Hoffnung.

Eine alte Dame mit leidendem, doch gutmütigem Ausdruck, erhob sich langsam von der Bank und ging mühsam den drei Mädchen entgegen, die fröhlich auf sie zukamen. Mehrere der Spaziergänger schauten den dreien nach; es waren schöne Kinder im Alter von siebzehn Jahren. Die Goldblonde, die in der Mitte ging, war Ilse von Hart, eine auffallende Erscheinung. Die zu ihrer Rechten war Margit Lindner, ein ruhiges, schwarzhaariges Mädchen mit dunklen, verträumten Augen. Die links gehende zierliche, grauäugige Brünette, Johanna Griese, nannten die Freundinnen stets nur „'s lustige Hannerl". Es war aber auch ein immer heiteres Wesen; wohin es kam, brachte es Frohsinn mit. Auch jetzt trat sie der alten Dame rasch entgegen und begrüßte sie freundlich.

Digitized by Google

„Das is aber nett von Ihnen, Frau von Hart, daß Sie sich doch amal entschlossen haben, nachmittags einmal da außer zu kommen; das sollten S' halt öfter tun; die Meraner Sonn' um die Zeit tät' Ihnen g'wiß recht gut."

„Das sage ich ja auch immer," sagte die blonde Ilse, „aber Mama will ja nicht hören."

„Nun, Kinder," entgegnete Frau von Hart, gütig lächelnd, indem sie den Arm ihrer Tochter durch den ihren zog, „ihr habt ja recht, aber wenn man nicht eure jungen Füße hat, geht's nicht so leicht. Vom Winkelweg bis zur Wandelhalle herunter ist es für mich ein weiter Weg. Aber jetzt wird es etwas frisch, ihr lieben Leutchen, ich sollte eigentlich schon daheim sein, denn die Sonne geht eben unter. Für morgen nachmittag bitte ich die Fräuleins Margit und Hannerl, mit uns in unserem Garten ein gemütliches Teestündchen zu verplaudern, nicht wahr?"

Während Margit sich beeilte, der Einladung höflichst zuzusagen, stand Hannerl verlegen da und fand nicht gleich die rechten Worte. Da wandte sich Ilse an ihre Mutter und erklärte ihr mit leichtem Spott: „Liebe Mama, auf Hannerls Gesellschaft müssen wir für morgen leider verzichten; sie erzählte uns heute, daß sie morgen mit ihrer Familie eine Bergtour unternimmt."

„Ja, gnädige Frau," bestätigte die Kleine treuherzig. „Papa und ich lieben die Berge und jetzt, wo es so schön ist, gehen wir jeden Sonntag hinaus. Es tut mir recht leid, Ihre liebe . . ."

„Aber nein, gutes Kind," unterbrach sie Ilsens Mutter, „lassen Sie sich nicht stören, Sie haben recht, die Natur zu genießen; ich beneide Sie darum; wohin wandern Sie denn, wenn man fragen darf?"

Digitized by Google

„Auf die Talneralm."

Wehmütig lächelnd erwiderte die alte Dame: „Grüßen Sie mir die Tannenwälder, wo ich als junges Mädchen so manche schöne Stunde verlebte. Wie würde es mich freuen, wenn auch meine Ilse an solchen Touren Freude fände."

„Ach, Mama, du weißt, wie ich über solche Abhetzereien denke," dabei zog sie die Schultern hoch, und auf ihr Mahnen, es sei nun wirklich frisch geworden, verabschiedete sie sich mit ihrer Mutter von den Freundinnen.

„Du kommst also morgen nicht mit uns wie sonst," fragte Hannerl mit leisem Vorwurf, als sie mit Margit weiter ging.

Verlegen antwortete das Mädchen: „Hannerl, du weißt, Ilse findet es unschicklich, daß junge Mädchen sich wie Buben in den Bergen herumtreiben; komm doch lieber mit mir zu ihr, Ilse kann so schön erzählen, von fernen Ländern und Städten, die sie gesehen hat; wir lernen viel von ihr, da wir doch noch nie aus unserem langweiligen Nest hinausgekommen sind. Und dann . . ."

„So!" unterbrach sie Hannerl entrüstet, „weil's die Ilse sagt —? Darauf geb' ich nichts, verstehst mich? Zuerst haben dich unsere Berg' g'freut und hast g'schwärmt dafür, und jetzt ist inser Heimatstadtl a fads Nest, laß dich nur weiter so gut abrichten. Weil mir grad beim Reden sein, sag' ich schon alles, was ich am Herzen hob'. Mir zwei sind miteinander aufg'wachsen und ich hob' dich immer gern mögen, wenn insre Art a grundverschied'n is. Wir hab'n inser Meran gern g'habt, und sein gut miteinander auskommen. Grad jetzt im letzten Schuljahr muß so a Fremde herkommen und dir überg'spannte Soch'n im Kopf einiflöt'n. Ich hob' sie scho glei' nit leid'n können, aber ich hob' g'sehn, daß du Freud' an

Digitized by Google

ihr hast; da bin ich eifersüchtig worden und hob' g'fürchtet, daß ich dich verlier'; deswegn hob' ich mich an euch ang'schlossen. Dann hob' ich die gute Frau von Hart kennen g'lernt, und die hob' ich gern, weil sie anders ist als ihre Tochter, und mich in ihrem Wesen viel an mein verstorbenes Mutterl erinnert. Aber die Ilse mag ich nit, und den Meraner Dialekt red' ich wegen ihr grad, wenn er a nit elegant klingt, wie das gnädige Fräulein sagt. Und mei' Meran hob' i gern mit Leib und Seel'. So! Jetzt hob' ich's außerg'sagt."

Hannerl hatte sich so in Eifer geredet, daß sie rot im Gesicht geworden war. Margit gab ihr im stillen recht, aber Ilse von Hart hatte es nur zu gut verstanden, das schwärmerische, wankelmütige Wesen Margits nach dem ihren zu formen und sie so zu fesseln, daß sie fast eine geheime Macht über die weiche Seele Margits besaß.

„Du bist gehässig gegen Ilse," wich Margit aus.

„Nein. Gleichgültig ist sie mir. Und es wär' besser, wenn sie's dir auch wär'."

Margit Lindner blieb still.

Hannerl verstand dies Schweigen richtig; sie fühlte, daß ihre langjährige treue Freundschaft nun verloren gegangen war. Und es war so.

Johanna Griese hatte in allem recht gehabt, denn Ilse von Hart war ein schönes, aber herzloses, stolzes und überspanntes Mädchen. In keinem Zug glich sie der Mutter. „Ganz der Papa", pflegte meist Frau von Hart bedauernd zu sagen, wenn sie nach einer der nicht zu selten vorkommenden Szenen mit ihrer Tochter bei ihrer Freundin das Herz ausschüttete. Frau Helene von Hart war die Tochter des Villenbesitzers Joseph Hölzl von Obermais. Als junges, nicht gerade schönes Mädchen hatte sie sich in den Oberleutnant Kurt von Hart verliebt,

Digitized by Google

und dieser sah in ihr nichts als die „gute Partie und seine Rettung". Joseph Hölzl hatte dann manches Sümmchen für seinen flotten Schwiegersohn zahlen müssen. Aber Helenes Glück sah anders aus, als sie es sich erträumt hatte. Kurt von Hart war ein leidenschaftlicher Spieler, und als er eines Tages nichts mehr besaß und auch der Schwiegervater ihm nichts mehr gab, schloß Kurt feig sein Leben ab. Die Witwe zog sich als frühgealterte, kränkliche Frau mit ihrer sechzehnjährigen Tochter Ilse in ihre Heimat Meran zurück und lebte nun bescheiden oben in Obermais in ihrem elterlichen Haus, das ihr der bald darauf gestorbene Vater samt einem nicht geringen Vermögen hinterlassen hatte.

Nun feierte man den Schulschluß. Hannerl Griese hatte das beste Zeugnis und die erste Prämie erhalten. Glückselig leuchteten ihre treuherzigen Kinderaugen, denn sie sah schon im Geist das glücklich-zufriedene Lächeln ihres Vaters. Ja, der Apotheker Griese war heimlich stolz auf sein Mädel. Hannerl war fleißig und in ihrer freien Zeit versuchte sie ihren zwei kleineren Brüderchen die Mutter zu ersetzen. Emsig half sie im Haushalt mit, und die alte Wirtschafterin konnte ihr nichts gut genug machen. Dabei hatte sie stets den goldig-sonnigsten Humor.

Margit Lindner stand mit dem unglücklichsten Gesicht neben Hannerl im Turnsaal, wo die Schulschlußfeier abgehalten wurde. Margit war früher stets die Erste in der Schule gewesen, heute stand sie weit mit ihrem Entlassungszeugnis hinter Hannerl zurück. Ilse von Hart, die sich hinter den beiden Mädchen befand, zupfte Margit ab und zu am Arm.

„Margit, mache doch kein so albernes Gesicht, was kümmert dich dieser elende Papierfetzen; wir haben ihn

Digitized by Google

doch nicht nötig, um uns eine Stelle zu verschaffen. Ich zünde mir heute nach dem Mittagessen eine Zigarette damit an, und die Geschichte nimmt damit ein leuchtendes Ende."

Johanna hörte die leichtsinnigen Worte und wandte sich mit einem verächtlichen Blick gegen die Sprecherin um. Sie empfand Mitleid für Margit, die sie so reuevoll und unglücklich neben sich stehen sah. Sie kannte den ehrgeizigen, strengen Doktor Lindner, Margits Vater, und wußte, daß er Margits schlechtes Entlassungszeugnis nicht leicht nehmen würde. Wohl war ihre Mutter eine stille, gutherzige Frau, mit ewig wehmütigen Zügen in ihrem noch hübschen Gesicht und den traurigen, verträumten Augen; doch nur selten ließ sich der Vater von den sanften Bitten seiner Frau beeinflussen. Johanna war empört über den Leichtsinn Ilses, die schuld daran war, daß Margit das Lernen vernachlässigte. Hannerl Griese fühlte es fast wie eigenes Schuldbewußtsein auf sich lasten. Sie hätte Margit nicht damals so verlassen dürfen, denn seit jenem Tage, wo sie sich über Ilse ausgesprochen, waren sich die Mädchen nicht mehr näher gekommen.

Vor dem Schultor näherte sich Johanna Margit, die neben Ilse schweigend dahinschritt.

„Margit," begann Hannerl, „ich möchte von dir Abschied nehmen. Jetzt werden wir wohl wenig mehr z'samm'kommen; morgen geh' ich in die Sommerfrisch' nach Verdins. Gelt, du trägst mir nichts Ungutes nach; weißt, man sagt halt oft was und meint's dabei gar nit so bös, wie sich's anhört."

„Leb wohl, Hannerl," antwortete Margit gerührt, „sei du mir halt auch nit bös; laß dir die Sommerfrische gut bekommen. Ich weiß nicht, ob ich heuer fortkann, weißt, Papa — mein Zeugnis — du kennst ihn ja."

Digitized by Google

„Du tust mir leid," unterbrach sie Hannerl mit ehrlichem Bedauern, „willst, daß ich dich heimbegleite? Dein Papa kann mich ja gut leiden. Vielleicht, wenn ich's ihm sag', daß ..."

„Margit ist doch kein Hasenfuß," unterbrach Ilse spöttisch. „Komm, Margit, dein gestrenger Herr Papa wird dich doch nicht auffessen, und was er dir sagen wird, kannst du bald wieder vergessen."

Margit hörte nicht auf Ilse. Sie trat einen Schritt auf Hannerl zu und sah sie bittend an. Doch Ilse zog das wankelhafte Mädchen fort. „Margit, sei doch nicht feig."

Ohne Johanna zu grüßen, gingen sie weiter. Mit tränenfeuchten Augen schaute Hannerl beiden nach. Dann schritt sie langsam allein ihrem Heim zu.

Auf der Gisellapromenade vor dem Kurhaus wurde heuer wie alljährlich das Osterfest gefeiert.

Hannerl Griese kam mit ihren beiden Brüdern eilig die Steinachgasse herunter, gegen den Pfarrplatz. Von ferne hörte man die Klänge der Meraner Bürgerkapelle, die auf der Promenade spielte. Hannerl war noch immer dasselbe lebenslustige und gute Geschöpf von ehemals. Etwas größer war sie geworden und auch noch hübscher. Heute trug sie die schweren braunen Zöpfe das erste Mal aufgesteckt, und das stand ihr allerliebst.

„Na, Hannerl, du rennst ja, daß wir kaum mitkommen," scherzte Robert, der jüngere Bruder.

„Schreib' uns bei der Ankunft halt a Ansichtskart'n, gelt," spöttelte der Ältere.

Hannerl blieb belustigt stehen.

„Na, ihr seid's aber fad; denkt doch, daß ..." Erschrocken schwieg sie still, denn um die Ecke des unteren

Digitized by Google

Pfarrplatzes bog eben ein junger, hochgewachsener Mann und kam grüßend auf sie zu.

„Na, das nenn' ich aber nett — zwei gute, brave Brüder führen ihr liebes Schwesterl zum Osterfest, wenn ich richtig rate."

Hannerl errötete verlegen; die Begegnung mit Margits Verlobten, den sie mit seiner Braut draußen beim Feste glaubte, kam ihr zu unerwartet. Sie suchte ihre Erregung zu beherrschen und antwortete scheinbar ruhig: „Sie haben recht geraten, Herr Doktor, wir gehen zum Fest auf die Promenade; Papa ist heute früh nach Bozen gereist und kommt erst gegen Abend zurück, da müssen wir leider für Nachmittag auf seine Gesellschaft verzichten — aber Sie, Herr Doktor, wie es scheint, wollen Sie unser Fest nicht mitfeiern. Ist Margit schon draußen?"

Dem Mädchen war es nicht entgangen, daß Doktor Welling, als er den Namen seiner Braut hörte, seine Heiterkeit verlor.

„Ich gehöre heute nicht unter fröhliche, glückliche Menschen, Fräulein Hannerl. Aber lassen Sie sich nicht aufhalten, denn wenn ich Ihnen erzählen wollte, was mich so unglücklich macht, würde ich Ihnen einen guten Teil Ihres Frohsinnes rauben. Morgen komme ich zu Ihnen, und da bitte ich Sie, mir einen Rat zu geben oder ein Trostwort zu sagen. Ich bitte Sie darum, Fräulein Hannerl. Auf morgen, nicht wahr?"

Bei den letzten Worten reichte ihr Walter Welling freundlich die Hand zum Abschied. Johanna schien es nicht zu bemerken; sie fühlte nur, daß der von ihr in heimlicher Liebe verehrte Mann an tiefem Seelenkummer leide, den sie mit ihm teilen müsse; entschlossen kam es über ihre Lippen: „Herr Doktor, ich könnt' mich heut' am Fest doch nit mehr freuen, denn ich ahne, daß Sie

Digitized by Google

oder Margit etwas Traurigs betroffen hat; wenn Sie glauben, daß ich Ihnen einen Rat oder Trost geben könnte, so schlag' ich Ihnen einen Spaziergang in die Gilfpromenade vor; daß meine Brüder dabei sind, geniert Sie doch nit. Sie kennen uns ja. Aus der Familie wird bei uns nichts hinausgeredet."

„Na, wir stören gar nit," sagte Nandor lächelnd, und zu Robert gewandt, sprach er, indem er des Bruders Arm nahm: „Komm, gehen wir einige Schritte hinter ihnen, ich muß dir ohnehin was erzählen."

Vor zwei Jahren, als der junge Walter Welling von Innsbruck zu Doktor Max Lindner gekommen war, hatte er zufällig im Hause von Hannerls Tante, das der Villa Griese gegenüberlag, ein Zimmer gemietet und bald darauf die Nichte seiner Hausfrau kennen gelernt. Hannerl sah ihn gern, und auch in ihrer Familie war er ein oft und gern gesehener Gast. Die lustige Apothekerstochter deutete ihre Zuneigung zu dem jungen Arzt nur als aufrichtige Freundschaft. Walter aber fühlte tiefe Zuneigung zu dem sonnigen Geschöpf in seinem Herzen erwachen. Umso schmerzlicher kam ihm dann eines Tages die traurige Erkenntnis, daß Hannerl in ihm nur einen lieben Vertrauten sah, mit dem man einige Stunden in ungezwungener Heiterkeit verplauderte. Er versuchte seitdem seine aufkeimende Liebe für sie zu ersticken. Und da geschah es, daß er mit wehen Empfindungen im Herzen öfter als zuvor die träumerisch-sehnsüchtigen, dunklen Augen der Tochter seines Chefs betrachtete. Immer mehr verblaßte das Bild Hannerls in seinem Herzen, und so neigte er sich Margit zu, mit der er sich bald verlobte. Die erste Menschenseele, die von dem Verlöbnisse erfuhr, war damals Hannerl gewesen. Walter Welling war gekommen, um es ihr glückstrahlend zu sagen. So viel sich

Digitized by Google

Hannerl auch bemühte, über das Glück ihres Freundes sich mitzufreuen, so wenig war es ihr gelungen. Unendliche Traurigkeit stimmte sie trüb. Und auch jetzt, da sie den lieben Menschen verloren hatte, kam es ihr nicht gleich zum Bewußtsein, daß sie ohne ihn nicht leben konnte. Nein, ohne Walter konnte sie nimmer fröhlich sein, seit sie zur bitteren Einsicht gekommen war, daß dies verworrene Empfinden für ihn verkannte Liebe gewesen war.

Aber Hannerl hielt sich tapfer. Sie hatte mit der Zeit entsagen gelernt und ihr Herzeleid in einem tiefen Winkel der Seele verborgen. Er gehörte nun der, die sie einst geliebt, und sie eines Tages verlieren mußte. Nun hatte sie beide verloren.

Seit seiner Verlobung hatte Walter nur wenig Zeit für Besuche im Hause von Hannerls Eltern gefunden. Hie und da war er wohl zu ihnen gekommen, um sich nach dem Ergehen der befreundeten Familie zu erkundigen.

Vor einem Jahr war Doktor Walter Welling selbständig geworden. Im August hätte seine Hochzeit mit Margit stattfinden sollen.

Beklommen ging Johanna neben dem jungen Mann die Gilfpromenade entlang. Sie traute kaum ihren Ohren. Was hörte sie da von Walter? Unendliche Liebe zu Margit, bitterste Enttäuschung, Lösung des Verlöbnisses. — Und nun sei sein Leben zerrüttet und zwecklos.

Es war die volle Wahrheit, die Walter Johanna anvertraute. Er war glücklich gewesen, Margits Liebe errungen zu haben. Sie hatte ihn geliebt, das war keine Täuschung gewesen. Aber eines Tages war alles aus. Margit liebte ihn nicht mehr, konnte ihn nicht mehr lieben. Ihr Herz gehörte einem anderen, den Margit mehr liebte als ihn. Er dürfe ihr Lebensglück nicht trüben.

Digitized by Google

So hatte sie Walter in einem kurzen Abschiedschreiben, das ihm Ilse gebracht hatte, erklärt. Seit jener Stunde, wo er mit diesen Zeilen die Villa Hart verlassen, hatte er Margit nicht mehr gesehen. Er antwortete ihr nicht, denn er hätte die richtigen Worte nicht gefunden. Was sollte er ihr auch sagen? Sie liebte ihn ja nicht mehr. Oft war er Ilse, der Freundin Margits, begegnet, und manchmal hatte er sie ansprechen wollen, um über Margit irgendein Wort zu hören, ob sie glücklich sei. Aber Walter hatte gegen Ilse von Hart immer Abneigung gehegt, und wich ihr deshalb aus, wo es möglich war. Mit ihr konnte er über seinen Kummer nicht reden. Er fühlte, daß sie kein Verständnis dafür haben könne. Darum kam es ihm auch nicht in den Sinn, zu denken, daß die hübsche Ilse seinetwegen Wege einschlug, die ihn mit ihr zusammenführen mußten. Noch weniger aber ahnte Walter, daß sie sogar Schuld an seinem Herzeleid trug.

Je mehr Ilse von Hart mit Walter und Margit zusammengekommen war, desto größer wurde ihre Leidenschaft für den jungen Arzt. Oft lud sie beide zu sich ein und verlor sich immer mehr an den jungen Mann, je weniger er sie beachtete, ja ihr, wo es anging, sogar auswich.

In einer Pension, die in nächster Nähe der Villa Hart lag, wohnte seit kurzer Zeit ein junger, auffallend schöner ungarischer Baron, Elemer Kyrents, der die dunkeläugige, schwärmerische Margit Lindner beobachtete. So oft Margit zu Ilse ging, folgte er ihr oft bis nach Hause nach. Margit ärgerte sich über die Aufdringlichkeit des fremden Lebemannes und erzählte davon auch Ilse.

Ilse fing nun häufig an, über den ungarischen Baron zu sprechen; sie verglich Walters Bescheidenheit mit der

Digitized by Google

Gewandtheit des jungen Weltmannes. Nichts ließ sie unbeachtet und hob besonders seinen Reichtum hervor, denn er lebte so, daß man daraus auf ein großes Vermögen schließen mußte. Sie pries seine Schönheit, seinen Namen und seine Liebe, die er immer offener für Margit zeigte.

Anfangs hatte Margit diese Reden wenig beachtet, doch Ilse verstand es, die Gefühle des willenschwachen Mädchens zu beeinflussen und in ihr die Sehnsucht zu erwecken, als reiche Frau und Baronin in die Welt hinaus zu kommen und das Leben zu genießen. Margit begann ihre Zukunft anders zu betrachten und verglich, was ihr Walter bieten konnte, mit einem anderen Leben. Es schmeichelte ihrer Eitelkeit, wenn sie sich die neidischen Gesichter der Meraner vorstellte, wenn sie am Arme eines Edelmannes zum Altar schreiten würde. Ilse war klug genug gewesen, die Zeit zu nützen, wo Margits Vater nach Brixen gefahren war, um an seiner Schwester eine Operation vorzunehmen, die ihn längere Zeit fernhalten mußte.

Johanna und Doktor Welling waren, nachdem er dem Mädchen sein Leid anvertraut hatte, eine Weile schweigend nebeneinander hergegangen.

Hannerl unterbrach zuerst die bange Stille: „Was soll ich Ihnen nun raten? Um Liebe bitten wollen S' doch nit. Ja. Die Margit hat sich arg verändert, daß sie so schlecht handeln hat können. Wer weiß, was da dahintersteckt. Ich kann Ihnen keinen Rat geben. Oder meinen Sie, ich soll mit dem Mädel selber reden?"

„Nein, nein, Fräulein Hannerl. Ich mag nit bitten um die Lieb'." Und leise, als rede er zu sich selber, sprach er weiter: „Für mich gibt es nur einen Weg — entsagen und überwinden. Aber hier kann ich nicht mehr bleiben. Fort muß ich, wo mich nichts an sie erinnert."

Digitized by Google

Johanna brachte keinen Laut über die Lippen. Mit tränenumflorten Augen blickte sie vor sich hin.

Walter erwartete aufmunternde Worte — und als er vergeblich harrte, wandte er sich dem Mädchen zu, dem große Tränen über die bleichgewordenen Wangen perlten.

„Fräulein Hannerl! Was ist Ihnen denn? Sie weinen? Ja, glauben Sie mir, es erleichtert meinen Schmerz." Gerührt ergriff er Hannerls Hand und schaute ihr forschend, tief, in die traurigen Augen. Und da erkannte er, warum sie weinte.

Baron Elemer Kyrents schritt hastig im Zimmer hin und her. Immer wieder warf er scheue Blicke nach einer Karte, die mit kurzen Worten für heute fünf Uhr Nachmittag den Besuch Doktor Max Lindners ansagte. Der junge Ungar wußte, was den Mann zu ihm führte, und ahnte, daß ihm sein leichtsinniges Liebesspiel mit dessen Tochter Unannehmlichkeiten bereiten würde.

Die hohe Gestalt des wegen seiner Strenge bekannten Doktors kam mit raschen Schritten den Winkelweg herauf. Sein ohnedies herbes Gesicht sah heute noch finsterer aus.

Es war eine harte und bittere Beichte gewesen, die er von seiner Frau nach seiner Rückkehr von Brixen anhören mußte. Er, der ehrgeizige, von allen geschätzte und geachtete Mann, hatte nun eine entehrte Tochter. Sein einziges Kind entehrt; vielleicht von einem nichtsnutzigen Menschen. —

Nun stand er dem Verführer seines Kindes gegenüber, ihn von oben bis unten messend.

Der Arzt erwiderte nicht den Gruß des jungen Menschen. dem jeder Mut gesunken war. Da schlugen die Worte an seine Ohren: „Ich verlange Rechenschaft über die Ehre meiner Tochter!"

Digitized by Google

Der junge Baron trat betroffen einen Schritt zurück. Die Lage war klar. Hier gab es nur einen Ausweg. Margit war ja ein hübsches Mädchen, die Tochter eines berühmten Arztes, und er selbst unabhängig. Da es nicht anders ging, hielt er um die Hand Margits an.

Wenige Wochen danach läuteten draußen, eine Viertelstunde von Meran entfernt, die Glocken des kleinen Sankt-Valentin-Kirchleins zur schlichten, in aller Stille abgehaltenen Trauung Margits mit Baron Elemer. Doktor Lindner wünschte, daß von der Hochzeit seiner Tochter so wenig wie möglich geredet werden sollte. Unter den Geladenen war außer den Verwandten nur Frau von Hart mit ihrer Tochter, die nun heimlich hoffte, daß Walter, nachdem Margit für ihn verloren war, sich ihr zuwenden möchte.

Margit Lindner hatte Ilse am Vorabend ihrer Hochzeit, wo ihr bang ums Herz gewesen war, gebeten, nach ihrer Abreise zu Walter zu gehen, um ihm zu sagen, daß er nicht mit Verachtung ihrer gedenken solle, und sie zu vergessen suche, um ein anderes Glück zu finden.

Ilse ging drei Tage später, nachdem ihre Freundin in ihre neue Heimat abgereist war, mit pochendem Herzen dem Hause zu, in dem Walter wohnte. Vergebens suchte sie sein Namenschild. Da öffnete sich die Türe und heraus trat die Hausfrau mit ihrer Nichte Hannerl.

„Wen sucht denn das Fräulein?" fragte die alte Dame das verlegen dastehende Mädchen.

„Herrn Doktor Welling, er wohnt doch hier."

„Doktor Welling ist von Meran abgereist. Wohl für immer. Er hinterließ keine Adresse," berichtete die Hausfrau.

„Ich danke." Ilse wandte sich ab und ging, an Hannerl vorbeisehend, die Steinachgasse hinunter.

Digitized by Google

Doktor Welling war wenige Tage vor der Hochzeit Margits zu Hannerl gekommen, um Abschied zu nehmen. Noch einmal faßte er das Mädchen bei den Händen und blickte wieder in ihre traurigen, tränenfeuchten Augen. Wie damals, da in seinem Herzen die große Erkenntnis aufgegangen war.

„Leben S' recht wohl, Hannerl," begann der junge Mann mit bebender Stimme; „ich hab' Ihnen schon gesagt, daß ich fortgehen will in meine Heimat, nach Innsbruck. Dort will ich arbeiten und schaffen, ohne Rast. Ich will genesen von meinem Leid, Hannerl, und dann, wenn ich alles überwunden hab', dann komm' ich wieder nach Meran. Aber nit früher."

Kräftig drückte Walter die kleinen weichen Händchen und blickte das Mädchen einen Augenblick versonnen an. Und er schien aus den Augen Hannerls lesen zu können, daß sie ihn verstanden habe, und daß sie als tapferes braves Mädel auf ihn geduldig warten würde.

Es war ein trüber Herbsttag. Kalter Wind strich durch die Bäume und trieb die welken Blätter wirbelnd auf den feuchten Boden.

Gegen Obermais hinauf ging langsam und müde eine schwarzgekleidete, tiefverschleierte Frau. Das vergrämte Gesicht zeugte noch von allzu früh verblühter Schönheit. Die Gegend schien ihr bekannt, denn sie betrachtete die alten Gebäude und bemerkte da und dort mit Überraschung neu errichtete Villen. Vor einem kleinen, zweistöckigen Bau, der ihr ebenfalls neu war, blieb sie stehen. Er lag etwas erhöht, und man konnte von dessen Terrasse, die sich auf der Vorderseite erhob, sicher ganz Meran übersehen. Der wohlgepflegte Garten mit dem Sonnenhäuschen gefiel ihr.

Digitized by Google

Die Inschrift des Schildes, das am Gartengitter angebracht war, lautete: „Doktor Walter Welling."

Er lebte also hier in Meran. In dem kleinen Paradies. Allein? Oder war es ihm gelungen, sie zu vergessen und mit einer anderen glücklich zu sein?

Das Geräusch eines herankommenden Wagens schreckte die Frau aus ihrem Sinnen auf. Sie fand noch Zeit, sich unbemerkt hinter einem großen Baum zu verbergen, als die Kutsche vor der kleinen Villa hielt. Die Haustüre öffnete sich geräuschvoll, ein Mädchen und ein Knabe von etwa siebzehn und neunzehn Jahren traten heraus. Dem Wagen entstieg ein stattlicher Mann, den die beiden als Vater begrüßten. Eine Frau schritt über den Kiesboden dem Angekommenen entgegen. „Mein liebes Hannerl, bin ich froh, wieder daheim zu sein."

Fröhlich plaudernd gingen vier offenbar glückliche Menschen ihrem Heime zu.

Die gequälte Frau ging hinunter nach Meran, ihrem Vaterhause zu, das seit dem Tode ihrer Eltern die Schwester ihres Vaters bewohnte.

Seit drei Tagen weilte die Witwe Margit Kyrents wieder in ihrer Heimat. Sie war zurückgekehrt, die letzten Tage ihres unglücklichen und verfehlten Lebens hier zu verbringen.

Ja, reich war sie geworden damals, reich an Schätzen, aber arm und elend im Herzen.

Der an ein freies Leben gewöhnte Elemer hatte in seiner Ehe sich nur wenig um seine Frau gekümmert. Sie besaß ein elegantes Heim, war umgeben von Luxus. Geld stand nach ihrem Willen zur Verfügung, und sie hatte ihr Kind. Was wollte sie mehr? Er war für das Familienleben nicht geschaffen, und sie mußte sich damit abfinden. Ja, solange ihr kleines Töchterchen lebte, war

Digitized by Google

ihr einsames Leben noch erträglich gewesen; aber als ihr eine Krankheit den einzigen Trost entriß, da war das Leben hart und traurig geworden. Da zogen in der Einsamkeit ihre sehnsüchtigen Gedanken weit über die Länder in ein kleines Städtchen und suchten jene Seele, die sie wahr geliebt, und von der sie sich in törichter Verblendung leichtsinnig abgewendet hatte. Sie war achtlos am Glück vorbeigegangen. Nun war's zu spät.

Hier bleiben, wie Margit anfangs wollte, konnte sie nun nicht mehr. Fort wollte sie, hinaus in die Welt.

Nun war sie reisefertig. Sie hatte eine junge Waise als Begleiterin aufgenommen und stand nun am Friedhofe, um letzten Abschied am Grab ihrer Eltern zu nehmen. Sie wußte, daß sie die Heimat nie mehr betreten würde. Da fand sie auch das Grabmal der Witwe Helene von Hart. Daß Ilse bald nach ihrer Hochzeit mit einem alten, reichen Bankier durchgebrannt war, war ihr bekannt, und man erzählte sich in Meran, daß sie nach einem leichtfertigen Leben das gleiche Ende gewählt hatte wie ihr Vater. Margit blieb am Grabe jener guten Frau, die den letzten harten Schicksalschlag durch ihre Tochter nicht ertragen konnte, stehen. Sie war ihr ja eine Leidensgenossin und hatte den ewigen Frieden schon gefunden, nach dem sich auch Margit nun sehnte.

Am Wagenfenster des Meraner Nachmittagszuges lehnte eine bleiche Frau und schaute mit wehem Blick hinauf nach Obermais — zu jenem friedlichen Häuschen auf der leichten Anhöhe. Dort wohnte das Glück, das sie verkannt hatte.

Digitized by Google

Mannigfaltiges

Zeichen unserer Zeit

Daß heute jeder Unsinn und der albernste Aberglaube seine Anhänger findet, dafür gibt es Beweise genug. Alle Schichten unseres Volkes sind von dieser vielgestaltigen geistigen Seuche ergriffen. Wenn man auf Grund dieser Stimmung „gute Geschäfte" machen will, muß man nur den jeweiligen Bildungskreis berücksichtigen und findet dann gewiß dabei seinen Vorteil. Was sogenannte Zigeuner den Bauern bieten dürfen, geht aus folgendem hervor. Die Nachrichten stammen von der Münchener Polizeidirektion; es handelt sich also nicht um Erfindung oder einen Bericht aus irgendeinem weit zurückliegenden Jahrhundert.

Bei einem Bauern in Friesheim, Bezirksamt Regensburg, erschien eine Zigeunerin, die bei ihm Pferdefutter kaufen wollte. Bei dieser Gelegenheit ließ sie den Mann merken, daß sie über „geheimes" Wissen verfüge und erzählte ihm, er sei krank und sein Haus sei von Unglück heimgesucht und weiterhin bedroht. Als die „weise Frau" den Bauern mit der Kenntnis der Sterbejahre seiner Eltern überraschte, begann der arme Kerl auf den Leim zu kriechen. Ermutigt von dem Erfolg, weissagte die Zigeunerin, es sei gewiß, daß der Bauer oder seine Frau in nächster Zeit sterben müßten. Sie fing nun an, allerlei Hokuspokus zu machen, kniete nieder, betete und versicherte, es läge in ihrer Macht, Unglück vom Hause und dem Stall abzuwehren. Die Frage war nur, ob der Bauer auch geneigt sei, die hohe Kunst entsprechend in barer Münze zu berappen. Sie brachte es so weit, dem Manne plausibel zu machen, daß es ihr möglich wäre, ihn selig oder gar heilig sprechen zu lassen. Um dies einzuleiten, müsse sie aber Geld haben, womit sie dann nach Altötting zur Gnadenkapelle und nach Birkenstein reisen wolle. Die verschlagene Person verlangte dazu vorläufig eine Art Vorschuß und versprach das Geld nach drei Monaten dem Bauern wiederzubringen. Daß dem Mann eingeschärft wurde, er dürfe keinem Menschen etwas erzählen, da sonst der „Zauber" unwirksam werde, versteht sich bei derartigen Praktiken

Digitized by Google

von selbst. Billig kam die Geschichte nicht, denn vorerst mußte der Leichtgläubige mit achttausend Mark herausrücken. Nach dem für die Zigeunerin unerwarteten Erfolg kam sie noch am gleichen Tage zurück und schwätzte dem Bauern vor, sie habe in einem Buch, in dem sie nachgeschlagen habe, gefunden, daß noch mehr Geld nötig wäre, um Erfolg mit dem Zauber zu haben. Sie brachte es fertig, noch weitere siebentausend Mark herauszulocken, und zog damit ab. Die Wahrsagerei und die angekündigte Heiligsprechung hatte gut rentiert; innerhalb vierundzwanzig Stunden gab der Bauer dafür fünfzehntausend Mark her. Zwei mit Schweinefett gefüllte Töpfe erhielt die Zigeunerin noch besonders.

Nun traute der Mann dem Landfrieden aber doch nicht recht, denn die Wahrsagerin ließ sich nimmer blicken. Da fand es der Bauer nicht mehr für nötig, zu schweigen, und so kam die Geschichte der Polizei zu Ohren. Das Geld war hin. Eine Prophezeiung aber erwies sich doch als stichhaltig, und zwar die zuerst ausgesprochene, wonach das Haus des leichtgläubigen Landmannes vom Unglück heimgesucht würde. Das Unglück war mit der Zigeunerin auf den Hof gekommen.

Menschlich begreiflicher ist es, daß ein bäuerliches Ehepaar in einem Ort bei Parsberg über das Schicksal ihres im Kriege vermißten Sohnes Gewißheit zu erlangen suchte. Ein Zigeunerpaar begann auch in diesem Falle mit übernatürlichen Flunkereien; nachdem auf dem Wege über die Geisterwelt festgestellt worden war, wo der Sohn sich befand, begann erst die große Gaunerei. Nun mußte Geld beschafft werden, um den Vermißten auszulösen. Als endlich die Polizei eingriff, hatte der Bauer achtundvierzigtausend Mark hergegeben.

Über den gemeingefährlichen Unfug des Gesundbetens berichtete die „Münchener Medizinische Wochenschrift" fast Unglaubliches. In Württemberg nimmt diese Seuche immer mehr überhand. An einzelnen Orten ist der Zusammenfluß von Leuten mit allen möglichen Krankheiten, darunter auch ansteckenden Leiden, so groß, daß große Gefahr für die Volksgesundheit besteht, da eine sachgemäße Auswahl und Unterbringung der Kranken unmöglich ist. Durch die aufregenden Prozeduren, die mit dem Gesundbeten verbunden sind, kam es häufig so weit, daß latente

Digitized by Google

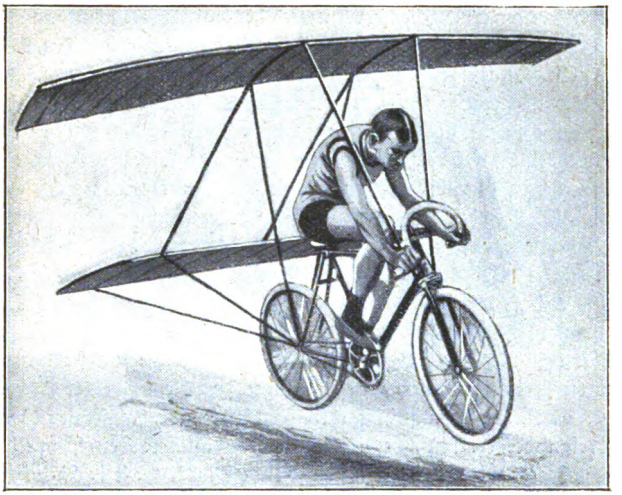
Geisteskrankheiten zu schwerem Ausbruch kamen. Halluzinationen und Sinnestäuschungen aller Art, Erscheinungen von Christus und Engeln, ja sogar des Teufels, sind die Folge dieses ungeheuerlichen Unfugs. Ganze Familien und Ortschaften wurden von dieser Seuche befallen.

Wie leicht in erregten Zeiten und unter gewissen Umständen ein Massenwahn entstehen kann, dafür bot sich in diesem Jahre in Masuren ein Beispiel. Ein blinder Greis aus dem Dorfe Gablonken erzählte einen Traum, in dem er in einem Berg befindliche unermeßliche Goldschätze gesehen hätte. Nach einer alten Sage ruhen in der Nähe des Schlachtfeldes von Tannenberg im „goldenen Berge" die Schätze einer verzauberten Stadt. Wie in allen derartigen Sagen ist es der Teufel, dem die Macht über diese verborgenen Reichtümer gegeben ist. Zuerst begannen einzelne Leute die geheimen Kräfte alter Beschwörungsformeln, die noch bei der Landbevölkerung bekannt waren, zu erproben. Und immer mehr setzte sich der Wahn fest, man brauche nur die echten Bannsprüche und Zeremonien zu finden, damit der goldene Berg sich öffne. Dieser Massenwahn ergriff immer größere Teile der Bevölkerung Masurens; an vielen Sonntagen wanderten Tausende zum goldenen Berg, die alle hofften, er würde von der Macht ihrer Beschwörungen bezwungen, sich doch einmal aufzutun, und man könne dann die begehrten Schätze heben. Menschen aller Altersklassen erschienen zu regelrechten Teufelsbeschwörungen, und es ist ein ganz besonderer Witz, daß Hunderte und aber Hunderte von Menschen zu diesem mittelalterlich anmutenden Unfug die — Eisenbahn benützten! An manchen Tagen war der Zulauf so stark, daß die Kleinbahn den Verkehr der „Muschakenpilger" nicht zu bewältigen vermochte. Der Kontrast ist wundervoll: Zeitalter der Naturwissenschaften und Technik und Teufelsbeschwörungen und Schatzheberkünste, wozu man die Eisenbahn benützt. P. Bin.

Ein fliegender Radfahrer

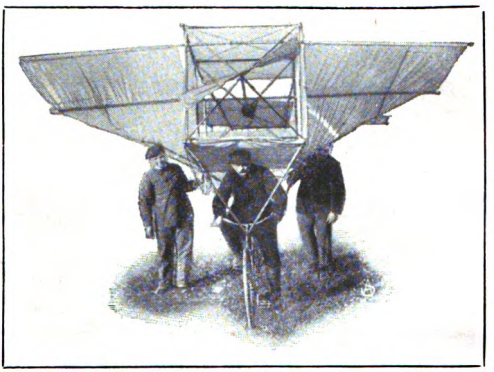
Der Anblick der Abbildung mit dem fliegenden Radfahrer berührt für den ersten Augenblick befremdend. Es handelt sich dabei um den Versuch, auf einem Fahrrad mit eigener Muskelkraft

Digitized by Google



Flug unter Anwendung eigener Muskelkraft.

zu fliegen. Selbstverständlich ist es damit noch nicht so weit, daß nun jeder Besitzer eines Rades seine Maschine nur noch mit Tragflächen versehen zu lassen brauchte, um flott darauf los über Stock und Stein durch die Luft zu strampeln. Und doch handelt es sich um einen Fahrradflug, den ein französischer Berufsfahrer ausgeführt hat, wofür er einen Preis von zehntau-



Das fliegende Zweirad des Grafen Puiseux.

Digitized by Google

send Franken erhielt, den der Direktor der französischen Automobilwerke, Robert Peugeot, für den ersten Flieger ausgesetzt hat, dem es gelingt, mit eigener Muskelkraft eine abgesteckte Strecke von zehn Meter in gerader Linie zu durchfliegen. Der Gewinner dieser Summe nennt sich Poulain. An dem Zweirad, das er dazu benützte, sind zwei verschieden bemessene Tragflächen angebracht, von denen die obere 6 : 1,20 Meter, die untere 4 : 1,22 Meter groß ist. Die Flächen stehen in einem Abstand von 70 Zentimeter. Poulains eigenes Gewicht samt dem des Rades und der Tragflächen betrug 91 Kilogramm. Bei seinen Probeflügen gelang es ihm, zuerst eine Strecke von 10,54 Meter, dann eine Strecke von 11,46 Meter zurückzulegen. Dabei erreichte er Höhen von 1 bis 1,50 Meter über dem Boden. Nach diesem gelungenen Flugversuch setzte man einen Preis von 20 000 Franken für die Zurecklegung einer Strecke von 20 Meter. Man ist in Fachkreisen der Ansicht, daß sie nur dann erreicht werden kann, wenn für diesen Fall auch noch ein Propeller angebracht wird, der durch menschliche Muskelkraft in Tätigkeit gesetzt wird. Man darf auf den Ausgang dieses Preisfliegens gespannt sein.

Wie unsere zweite Abbildung zeigt, hat man schon vor etwa dreißig Jahren versucht, diese Aufgabe zu lösen. Dem Grafen Puiseux in Quistreham, Departement Calvados, gelang es, sich mit dem Apparat einige Meter in der Luft schwebend zu erhalten. M. Kor.

Die Friedenstörer

Fräulein Ingeborg saß am Fenster ihres behaglich ausgestatteten Wohnzimmers und strickte. Selten betrachtete sie das mühevolle Muster, das ihre fleißigen Hände schufen, sie schaute auch nicht zum Fenster hinaus auf das lebhafte Gewoge der Straße, sie blickte im Zimmer umher, ihre prüfenden Blicke streiften die Bilder und Spiegel und suchten das Dunkel der Ecken und Winkel zu durchdringen, um zu entdecken, ob nicht irgendwo doch noch ein Staubkörnchen oder ein Fleckchen zu sehen war.

Aber alles im Zimmer glänzte in rein lichter Sauberkeit. Ingeborg lächelte zufrieden. Dann legte sie ihre Handarbeit in ein

Digitized by Google

Körbchen, stand auf, zog den Mantel an, setzte den neuen Hut auf das schon etwas leicht ergraute Haupt. Sie wollte vor dem Kaffeetrinken noch ein wenig spazieren gehen.

Sorgfältig verschloß sie die Tür mit dem Sicherheitschlüssel, denn gleich vielen älteren Damen fürchtete sie sich vor Räubern und Dieben.

Um ihre Einsamkeit weniger zu fühlen, hatte sich Fräulein Ingeborg vor einiger Zeit ein paar Vögel gekauft. Katzen mochte sie nicht, da sie doch nie ganz reinlich waren, und dann fürchtete sie auch ihre Krallen. Diese Tiere hakten sich ja so gerne an Decken fest und trieben auch sonst noch allerlei, was dem Frieden eines Hauses abträglich war. Hunde schienen ihr noch weniger angenehm, aber ein paar harmlose Vögelchen waren sicher die angenehmste und unschuldigste Gesellschaft.

In der Eile hatte Ingeborg vergessen, die Türen der Vogelhäuser zu schließen, die nur angelehnt waren. Ziep und Piep, hießen die beiden Lieblinge der alten Dame. Kaum war sie weg, da hüpfte Ziep zuerst aus dem Bauer. Ihm war es leicht gewesen, die Bauertür zu öffnen, hatte er doch einen mächtigen, kreuzweise gekrümmten Schnabel. Der Schnabel gab dem munteren Geschöpf ein so eigenartiges Aussehen, daß Minna, das Dienstmädchen, als sie Ziep zum erstenmal gesehen, überrascht ausgerufen hatte: „O was für'n komischen Vogel! Das ist gewiß ein Schnabeltier."

Piep war ein Kreuzschnabel, der aus Thüringens Wäldern stammte. Er flog, nachdem er sein Bauer verlassen hatte, sofort auf Pieps Vogelhaus und lockte ihn mit lautem Ruf. Piep folgte der freundlichen Aufforderung, stieß die Bauertür auf und flog auf das Dach seines Käfigs.

Piep war ein Dompfaff, ein wunderhübscher kleiner Kerl, mit roter Brust, dunkelblauen Flügeln und einer schwarzen Samthaube auf dem zierlichen Köpfchen. Doch stand sein hübsches Äußeres nicht recht im Einklang mit seinen Charaktereigenschaften und seinem Tun und Treiben.

Die beiden Schelme neideten sich Wasser und Futter und die Gunst der Herrin und zankten sich immerwährend. Nur wenn sie frei waren, hielten sie Frieden.

Digitized by Google

Piep flog, nachdem er mit seinen großen schwarzen Augen die nächste Freßgelegenheit erspäht hatte, auf einen Blumentopf, in dem Veilchen blühten, und Ziep schloß sich ihm an. Piep, der Dompfaff, riß eine Blume nach der anderen ab und stieß dabei tiefe, schmelzende Gutturaltöne aus, ein Zeichen des höchsten Wohlbehagens.

Ziep war wählerischer und verschmähte außer Hanf und Sonnenblumenkörnern alles. Veilchen waren nicht nach seinem Geschmack. Da er aber nicht müßig sein wollte, biß er einen Blüten- und Blattstengel nach dem andern ab und hörte nicht eher auf, bis der Veilchenstock völlig zerrupft war.

Nun hüpften beide auf die nächste Blume, eine große, stachelige, mit Knospen bedeckte Kaktee. Einige der Knospen waren schon aufgebrochen, flammenrot waren die großen Blumen, lange, weiße Staubfäden hingen aus ihnen herab, von denen ein glänzender, goldig schimmernder Blütensaft tröpfelte, der süß wie Honig war. Der Kreuzschnabel labte sich an den zarten Knospen und den leckeren Blüten, und der Dompfaff fand Geschmack an der süßen Speise, so daß es nicht lange dauerte, bis auch die Kaktee ihres Schmuckes beraubt war.

Nach dieser Untat flogen beide auf, jagten sich ein paarmal durchs ganze Zimmer und strebten dann auf eine bunte chinesische Tasse zu, die oben auf einem Zierbrett stand. Die Tasse kippte um und stürzte auf eine kleine Schäferin aus Meißener Porzellan, einem seltenen alten Stück, für das ein Liebhaber Ingeborg erst kürzlich tausend Mark geboten hatte. Klirrend fielen Tasse und Schäferin zu Boden und zerbrachen in lauter kleine Stücke.

Erschreckt flatterten die Vögel nach der Gardinenstange; dort oben fühlten sie sich sicher. Auch an Unterhaltung fehlte es dort nicht, denn an einem Bande waren mit zahlreichen Stecknadeln die weißen Gardinen befestigt, der größte Stolz ihrer Herrin. Von jeher war es eine Lieblingsbeschäftigung der beiden Vögel gewesen, die Stecknadeln herauszuziehen, und auch jetzt machten sie sich eifrig daran, und bald rauschte die eine Gardine zu Boden und riß im Fallen eine große, blühende Azalie mit herunter, die

Digitized by Google

wohl ein wenig unvorsichtig auf das Fensterbrett gestellt war. Der Topf ging in Trümmer, und die Erde kollerte in weitem Bogen über die frisch geölte Diele. Nun machten sie sich auch über die andere Gardine her, und ruhten nicht eher, bis auch die letzte Stecknadel herausgezogen war, und auch die anderen Gardinen zusammengeknüllt auf dem Boden lagen. Diesmal ging es ohne weiteren Schaden ab.

Da es nun oben nichts mehr zu tun gab, flogen Piep und Ziep wieder ein paarmal durchs Zimmer und ließen sich dann auf dem Sofa nieder. Mit seinem scharfen Schnabel hackte Ziep in den grünen Rips, und bald entstand ein rundes Loch, doppelt so groß wie ein silbernes Fünfmarkstück, das es einem unverbürgten Gerücht zufolge in sagenhaften Vorzeiten einmal in Deutschland gegeben haben soll. Schließlich flog er auf den Tisch, der vor dem Sofa stand, auf dem alles für den Nachmittagskaffee zurechtgestellt war. Er pickte den braunen Napfkuchen an; da ihm das Gebäck nicht so recht zu munden schien, setzte er sich auf die silberne Rahmkanne, trank von der süßen Milch, verspritzte sie dann nach allen Seiten und versuchte in der weißen Flüssigkeit ein Bad zu nehmen.

Als Piep dies gewahrte, ließ er ab von seinem Zerstörungswerk und flog ebenfalls auf die Rahmkanne.

Der Kreuzschnabel setzte sich zur Wehr. Dabei fiel der Topf um, die Milch ergoß sich über das blanke Kaffeebrett und darüber hinaus auf die grüne Plüschdecke.

Nun versuchten die beiden Tiere in der weißen Lache zu baden, und die Milch verspritzte ringsum auf der Decke.

Endlich flogen sie in ihre Käfige und saßen darin, als sei nichts geschehen.

Als Ingeborg von ihrem Spaziergang heimkehrte und die Zerstörung gewahrte, stieß sie einen Schrei aus und rang die Hände. Dann ging sie mit zornfunkelnden Augen auf die Käfige los, in denen die beiden Unholde saßen und sie mit zutraulichem Zwitschern begrüßten. Doch sie erwiderte diesmal den Gruß nicht mit zärtlichen Kosenamen. Nein, sie wollte den beiden Banditen den Hals umdrehen.

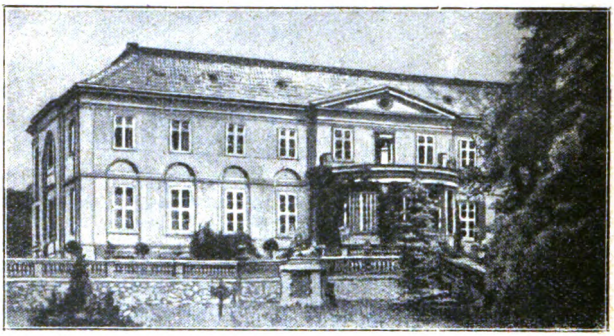
Digitized by Google

Aber sie brachte es doch nicht übers Herz, den Vögelchen ein Leid zuzufügen. Sie öffnete das Fenster, trug ein Bauer nach dem andern hin, und jagte die Störer ihres Friedens hinaus.

Sie flogen in den Nachbargarten, setzten sich dort auf einen Baum und nach wenigen Augenblicken strebten sie dem nahen Walde zu. Betrübt betrachtete die alte Dame die Zerstörung. Dann sprach sie leise vor sich hin: „Den Frieden wahrt man doch am besten, wenn man allein bleibt." F. Lorenzen.

Häuser aus Lehm in aller Welt

Nach harten Kämpfen, die noch nicht als beendigt angesehen werden dürfen, setzt sich bei uns die Technik des Lehmstampfbaues



Das Herrenhaus in Klein-Machnow bei Berlin, ein Lehmbau.

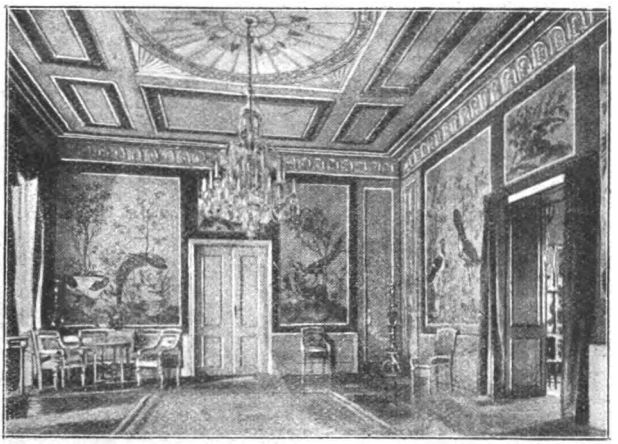
als Wiederbelebung einer sparsamen Bauart durch, die allenthalben als die billigste und praktischste Form des Häuserbaues empfohlen wird. Bei uns waren die Naturbauweisen im achtzehnten Jahrhundert besonders in Preußen eingeführt worden, und es sind sowohl Bauernhäuser als anspruchsvolleren Wünschen genügende ländliche Wohnbauten in bestem Zustand erhalten. Unsere obige Abbildung zeigt ein vor dem Jahre 1799 in Klein-Machnow bei Berlin erbautes Herrenhaus, das mit Lehmsteinen errichtet wurde, die an der Luft getrocknet waren. Dieser stattliche Bau ist heute noch bewohnt. Die alten Malereien sind teilweise

Digitized by Google

auf aufgezogenem Papier, aber auch unmittelbar auf den Lehmputz gemalt und vorzüglich erhalten.

Die heutigen Vorkämpfer dieser Bauweisen können sich auf Baumeister berufen, die schon vor Jahrtausenden auf diese Weise haltbare Häuser errichtet haben. Es gibt noch heute Gebiete, in denen der Lehmbau überlieferungsgemäß fortbesteht und noch jetzt so geübt wird, wie in fernster Vergangenheit.

Dies ist in Südspanien, in Niebla, der Fall. Die einst stolze



Mittelraum des Erdgeschosses des Herrenhauses in Klein-Machnow.

Stadt, in der die Karthager, Römer und Araber mit Lehm gebaut haben, ist heute ein vergessenes Städtchen. Die Ruinen der verfallenen Kirchen und Moscheen, die sich einst hier erhoben, sind mit dichtem Grün bewachsen und überwuchert. Aber die Leute, die nun am Ufer des Rio Tinto leben, bauen noch in der gleichen Weise wie ihre Vorfahren. Holz ist selten und teuer; die Ziegel, die man mühsam herbeischaffen muß, kosten so viel, daß die meisten Bewohner von Niebla sie nicht bezahlen können. Deshalb bauen sie ihre Häuser aus Lehm. Man erwirbt dort Baugrund für weniges Geld, benützt gerne als Hinterwand die Stadtmauer aus

Digitized by Google

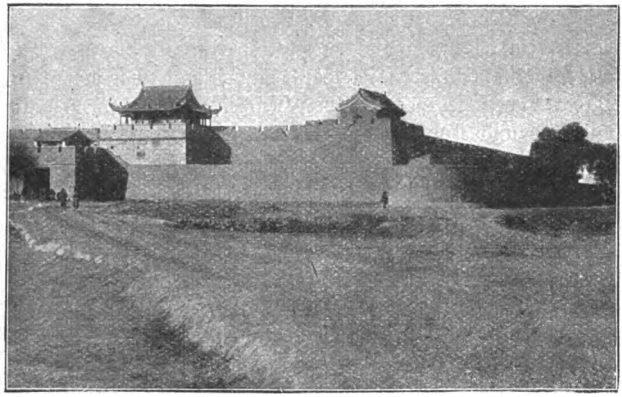
Lehm, die einst von den Mauren errichtet wurde, und geht dann mit zwei hölzernen Planken und zwei eisernen Stäben ans Werk. Schnell werden die Mauern um den viereckigen Grundriß aufgerichtet; als Dach verwendet man Eukalyptusstämme und zur Aufmauerung des Schornsteins greift der südspanische Baumeister, wenn er besonders schön bauen will, nach bunten Kacheln. Sind die Hauswände aus Lehm hergestellt, so geht die Einrichtung verhältnismäßig schnell von statten. Das Flechten von Matten aus Bambus- und Palmenfasern ist eine der wenigen Hausindustrien, die in Niebla noch blühen. Bald ist der aus Lehm gestampfte Boden mit den hübschen Matten belegt, und der Hausrat aufgestellt. Jahrtausende hindurch erleuchtete man die Häuser mit einfachen Tonlämpchen, in denen Olivenöl brannte; aber die Kultur, die alle Welt beleckt, blieb auch Niebla nicht fern, es gibt auch dort elektrisches Licht.

In Tibet baut man heute noch mit Lehm, und zwar wird die Lehmerde zu Mauerwerk gestampft und Steine daraus bereitet, die man an der Luft trocknet. Lehmmörtel wird vielfach verwendet, und zwar auch zur Bindung von großen Steinen; Lehmputz versteht man sauber und glatt herzustellen. Auf den ebenen Hausdächern wird Lehm festgestampft und darauf gedroschen. In Osttibet gibt es überhaupt keine gebrannten Ziegel.

Albert Tafel schreibt in seinem 1914 erschienenen Reisewerke „Meine Tibetreise" über zwei sorgfältig und groß angelegte Lehmburgen, die sich fast wie kleine Städte ausnahmen: „In der südlichen Lehmburg wurde eben noch fleißig gearbeitet. Es wimmelte dort von Hunderten von Leuten, die Bäume zu Brettern zurechtsägten, den gelben Alluviallehm der Felder abgruben, ihn mit Strohhäcksel und Wasser kneteten, in kleine, rechteckige Holzrähmchen stampften und dann diese dünnen Ziegel an der Sonne trocknen ließen.... Die Umwallungen beider Lehmburgen waren bei meinem Besuch schon vollkommen fertig, nur im Innern der einen wurde noch weitergebaut. Es war eine Freude, einmal wieder etwas Sauberes, etwas Nichtzerstörtes zu sehen, alles war musterhaft in Ordnung gehalten und mit der größten Sorgfalt angelegt. Ohne Steilfeuergeschütze dürfte der Platz gar

Digitized by Google

nicht so leicht zu nehmen sein, denn bekanntlich besitzt der Lößlehm auch gegen unsere modernen Geschosse sehr große Widerstandsfähigkeit." Diese Burgen hatte der während des Boxeraufstandes vielgenannte General Thung fu hsiang erbauen lassen und lebte dort, trotzdem ihn die Vertreter der europäischen Großmächte das Leben abgesprochen hatten. Es ließe sich noch



Ein Lehmbau in China. Die Privatburg des Generals Tung fu hsiang.

mehr aus anderen Ländern über Lehmbauweisen anführen und über Bauten, die, in dieser Technik ausgeführt, Jahrhunderte überdauert haben. So wird es wohl dahin kommen, daß man die Naturweisen auch bei uns im Siedlungswesen wieder benützen und schätzen lernt. U. Rott.

Absonderliche Bucheinbände

Wenn auch seit ältester Zeit Pergament und naturtoniges oder gefärbtes Leder das hauptsächlichste Material zum Einbinden der Bücher gewesen sind, so kam es doch auch vor, daß andere Stoffe dazu verwendet wurden. In manchen Sammlungen findet man ältere Bucheinbände aus rohfarbener oder bunter Seide und glattem, einfarbigem und gepreßtem Samt, auch mit farbigen,

Digitized by Google

ornamentierten Geweben hat man dann und wann Bücher überzogen. In neuerer Zeit wurden in verschiedenen Tönen gefärbte Leinwand und in Batiktechnik gemusterte Gewebe zum Überziehen der Buchdecken beliebt. Das sind alles normale Stoffe; wenn auch im Gebrauch nicht alle von gleicher Dauer sind, läßt sich ihre Verwendung zu Einbänden doch rechtfertigen.

Unter den alten Bücherliebhabern gab es aber manche, die das Ungewöhnliche bevorzugten. So ließ sich im siebzehnten Jahrhundert ein leidenschaftlicher englischer Nimrod Abhandlungen über Jagd in verschiedene Tierhäute binden, und zwar je nach der Wildart in verschiedenes Leder von Hirschen, Hasen, Fischen, Wildschweinen und Hunden; ein anderer die Geschichte Jakobs II. von Fox (zu deutsch: Fuchs) in das Fell eines Fuchses. Dr. John Hunter, ein bedeutender Arzt, wählte zum Einband seines 1786 erschienenen Werkes über Hautkrankheiten Leder aus Menschenhaut, die übrigens früher häufiger zu Einbänden gebraucht worden ist. George Napier, ein britischer General, ließ ein Buch über den berühmten Zwerg Jeffery Hudson mit einem Stück von der seidenen Weste des hingerichteten König Karl I. bekleiden.

Der einst berühmte Weltumsegler Mordaunt Chracherode trug auf seiner Reise ziegenlederne Beinkleider. Der Sohn dieses kühnen Weltreisenden ließ eines seiner Lieblingsbücher in ein Stück dieser Hosen einbinden. Leider kann kein Büchernarr hoffen, mit diesem merkwürdigen Stück seine Sammlung zu bereichern, denn es befindet sich im Besitz des Britischen Museums.

Francesco Petrarca, der größte Lyriker Italiens, der von 1304 bis 1374 lebte, hat manchen Büchernarren vergangener Zeiten in Unruhe versetzt. Im achtzehnten Jahrhundert folgte ein Engländer an Hand geschichtlicher Feststellungen allen Spuren Petrarcas; er suchte alle Plätze auf, wo der Dichter einmal gewesen war, um einen Anzug aus glattem Leder wiederzufinden, den Petrarca getragen haben sollte. Im Jahre 1557 soll diese Reliquie noch irgendwo in Italien vorhanden gewesen sein. Es wurde erzählt, daß der Dichter auf diesem Ledergewand Gedanken und Sonetten aufgeschrieben habe. Der englische Bücherfreund hoffte

Digitized by Google

unbekannt gebliebene Dichtungen auf diesem Lederkleid zu entdecken und wünschte nichts sehnlicher, als Petrarcas Verse in einem Teil dieses ledernen Anzuges binden zu lassen. L. Hol.

Der Sterndeuter und die Rechtspflege

In unserer erleuchteten Zeit findet jeder Unsinn, den die Menschen sogenannter dunkler Jahrhunderte ernst genommen haben und der dann als überwunden galt, wieder gläubige Anhänger. Spiritisten und Okkultisten treten als Kriminaldetektive auf, und Sherlok Holmes ist, mit ihnen verglichen, ein elender Stümper. Wie lange wird es da noch dauern, bis auch die Sternkundigen in der Rechtspflege ihre Weisheit leuchten lassen? Kommt doch fast in jeder Woche ein „Werk" über Astrologie auf den Büchermarkt, und die Wahrsagung aus dem Kaffeesatz wird in den Schatten gestellt durch das Gefasel sternkundiger Schicksalbestimmer. Im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts stand in London ein Dr. Sacheverell vor Gericht. Dieser berüchtigte Mensch hatte durch öffentliche Quertreibereien große Unruhen ins Volk gebracht. Man erregte sich allgemein über den Ausgang dieses Prozesses, und so kam es, daß sich auch Astrologen in diese Streitigkeiten mischten. Einer dieser Narren rühmte sich, daß er in den Sternen gelesen habe, Sacheverells Rechtshandel müsse zu dessen Ruhm und Vorteil endigen. Im Parlament aber saßen Männer, die durchaus nicht geneigt waren, den Sternen irgendwelchen Einfluß auf den Gang der irdischen Rechtsprechung einzuräumen. Sie zeigten so wenig Furcht vor dem Einfluß der himmlischen Trabanten, daß sie den Sterndeuter verhaften und ins Loch stecken ließen. Wie dies zu allen Zeiten gewesen ist, war sich der Schicksalsdeuter über seine eigene Zukunft unklar geblieben, denn er benahm sich bei seiner Verhaftung im höchsten Grade verblüfft. Da fing er denn an, klein beizugeben, und weil er ein schlimmes Ende für sich voraussah, wozu er allerdings die Sterne nicht zu befragen für nötig fand, suchte er Schutz bei einem angesehenen Lord. Nach einer im Gefängnis erfolgten Unterredung mit diesem Gönner versprach der Astrolog, er wolle künftig in Angelegenheiten, welche die Rechtsprechung angingen, von seiner Kunst,

Digitized by Google

irgendwelche Schicksale in den Sternen zu lesen, keinen Gebrauch mehr machen. Der Prozeß ging denn auch nach Vernehmung aller Zeugen ganz anders aus, als der Sternkundige behauptet hatte, der es nun für geraten fand, seine Weisheit nicht mehr öffentlich leuchten zu lassen. Sollte er doch seine Freiheit nur so lange genießen, als der ihn schützende Lord für seine Gesinnungsänderung zu bürgen vermochte. Damit verlor der Schwätzer bei der Masse sein Ansehen. Chr. Nag.

An den Unrechten geraten

In höchster Eile hatte sich ein junger Mensch zu Hause umgekleidet, um noch zu rechter Zeit zum Schauspiel in das Theater zu kommen, und fand gerade noch im letzten Augenblick einen Platz in dem von Zuschauern dicht gefüllten Stehraum. Nach dem ersten Akt wollte er auf seine Uhr sehen, griff in die Tasche und fand sie zu seinem größten Schreck leer. Die Uhr war ihm offenbar gestohlen worden. Mißtrauisch betrachtete er einen Menschen, der neben ihm stand und ihn im gleichen Augenblick seitwärts schielend beobachtete. Dadurch erschien ihm der Unbekannte noch verdächtiger, und die Vermutung, den Dieb vor sich zu haben, wurde zur Gewißheit. Als das Spiel auf der Bühne wieder begann, sagte der Bestohlene rasch entschlossen: „Geben Sie mir meine Uhr wieder, oder ich lasse Sie auf der Stelle verhaften." Erbleichend flüsterte der so bestimmt Angeredete: „Hier ist Ihre Uhr. Nehmen Sie sie zurück; aber ich bitte Sie, machen Sie mich nicht unglücklich." Der junge Mann steckte die Uhr in die Tasche und folgte wieder den Vorgängen auf der Bühne.

Im nächsten Akt schaute er sich vergeblich nach dem Gauner um. Er war und blieb verschwunden. Als der junge Mann später nach Hause kam, entdeckte er zu seiner größten Überraschung, daß er nun zwei Uhren besaß; er hatte die seine in der Eile gar nicht mitgenommen. Der erschreckte Dieb hatte ihm in der Angst die Uhr eines anderen gegeben. K. Folk.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Stephan Steinlein in Stuttgart / in Deutsch-Österreich verantwortlich Robert Mohr in Wien.

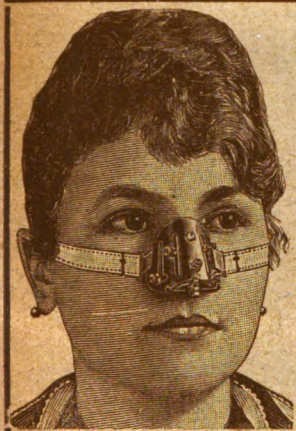
Digitized by Google

Teilzahlung

Uhren und Schmucksachen, Photoartikel, Sprechmaschinen, Musikinstrumente und Bücher.

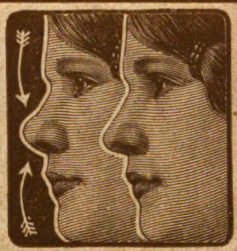
Kataloge umsonst und portofrei liefern

Jonass & Co., Berlin A. 894, Belle-Alliance-Str. 7-10



Nasenformer ‚Zello-Punkt'

D. R. Patent und D. R. G. M.



Das **neue Modell 21** mit 6 verschiebbaren Präzisionsregulatoren und Lederschwammpolstern ist für jede unschöne Nasenform einstellbar und formt die orthopädisch richtig beeinflußten Nasenknorpeln in kurzer Zeit normal. (Knochenfehler nicht.) **Hofrat Prof. Dr. med. von Eck** schreibt: Die Vorzüge, verbunden mit den nachweisbaren Erfolgen des Apparates, veranlassen mich, denselben dauernd zu verordnen. Ueber 200000 St. verkauft. Jll. Beschreibung mit hunderten notariell beglaubigten Erfolgsberichten gratis. Preis komplett M. 40.—, mit weichsten Polstern M. 55.— einschließl. ärztlicher Anleitung. Versand diskret. **Fabrik orthopädischer Apparate L. M. Baginski, Berlin W 127,** Potsdamer Straße 32.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart Berlin, Leipzig.

E. Marlitts Romane und Novellen.

Einzige vollständige Original-Gesamtausgabe.

10 Bände in Schutzhülle zum Preise von je 15 Mark.

Bd. 1. Das Geheimnis der alten Mamsell. — Bd. 2. Das Heideprinzeßchen. — Bd. 3. Reichsgräfin Gisela. — Bd. 4. Im Schillingshof. — Bd. 5. Im Hause des Kommerzienrates. — Bd. 6. Die Frau mit den Karfunkelsteinen. — Bd. 7. Die zweite Frau. — Bd. 8. Goldelse. — Bd. 9. Das Eulenhaus. — Bd. 10. Thüringer Erzählungen.

Wie zur Zeit ihres ersten Erscheinens üben auch heute noch die Marlittschen Romane einen unwiderstehlichen Reiz auf das große deutsche Lesepublikum und insbesondere auf die gesamte Frauenwelt aus, weil allen Romanen hochinteressante, Geist und Gemüt bewegende sittliche Probleme zugrunde liegen.

Zu haben in allen Buchhandlungen.

Digitized by Google

Pitje Backspler

1. Die Steuerlast ist riesengroß,
Pit, der Kaptän, denkt: „Ich schleb' los!
Zum Nordpol lenk' ich meinen Schritt
Und nehm' nichts als den „Fön" hier mit!"

2. Es sticht trotz Flaute in die See
Die Dreimastbarke Timpete,
Weil Pitje Backspler, der Kaptän,
Sich Segelwind macht mit dem „Fön".

5. Im Schneesturm sinkt die Timpete,
Pit purzelt in die eis'ge See;
Der „Fön" bringt sie auf zwanzig plus;
Pit nimmt ein Vollbad mit Genuß.

6. Was nun? Die Timpete ist weg!
Hurra! Der „Fön" hilft Pit vom Fleck:
Er pustet einen Walfisch auf,
Zum Nordpol fliegt er munter drauf.

9. Im Robbenpelz die Eskimaid
Legt an ein duft'ges Spitzenkleid;
Ins Freibad steigen Mann und Kind —
Vom „Fön" her streicht ein Sommerwind.

Über hunderttausend im Gebrauch.

F

Heißluftdusch

Nur echt mit eing

Der Sanax-Vibrator

Fabrik „Sanitas" Berlin

Filialen: Düsseldorf, Graf Ad

s Nordpolfahrt.

3. Der Flut entsteigt ein Nixlein schön,
Pit trocknet sie mit seinem „Fön“;
Sie schenkt ihm ihre Huld zum Dank,
Die beiden kosen stundenlang.

4. Pit Backfisch sitzt im Packeis fest,
Was ihn nicht mutlos werden läßt;
Der „Fön“ schmilzt rasch das Eis entzwei,
Das Schiff wird flott, der Weg ist frei.

7. Starr liegt der Pol in ew'gem Eis,
Pit nimmt den „Fön“ und macht mal heiß!
Es taut! Dann färbt sich grün die Flur —
Man spürt den Segen der Kultur!

8. Der „Fön“ dem Eisland rings verleiht
Ne dagewes'ne Fruchtbarkeit;
Erfüllt wird hier ein Züchtertraum:
Der Weizenrebenapfelbaum!

ön
Betriebs-
sicher.
Überall
erhältlich.
rische
d Haartrockner.
r Schutzmarke „Fön“.

10. Ein neuer Staat entsteht am Pol,
Man fühlt sich darin puppenwohl.
Zum Präsident ist Pit gewählt,
Sein Reich heißt „Fönland“ — wird erzählt!

beste Massage-Apparat.
24, Friedrichstraße 131 d.
aße 88 und Leipzig, Bosestraße 4.

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 114880971

Digitized by Google